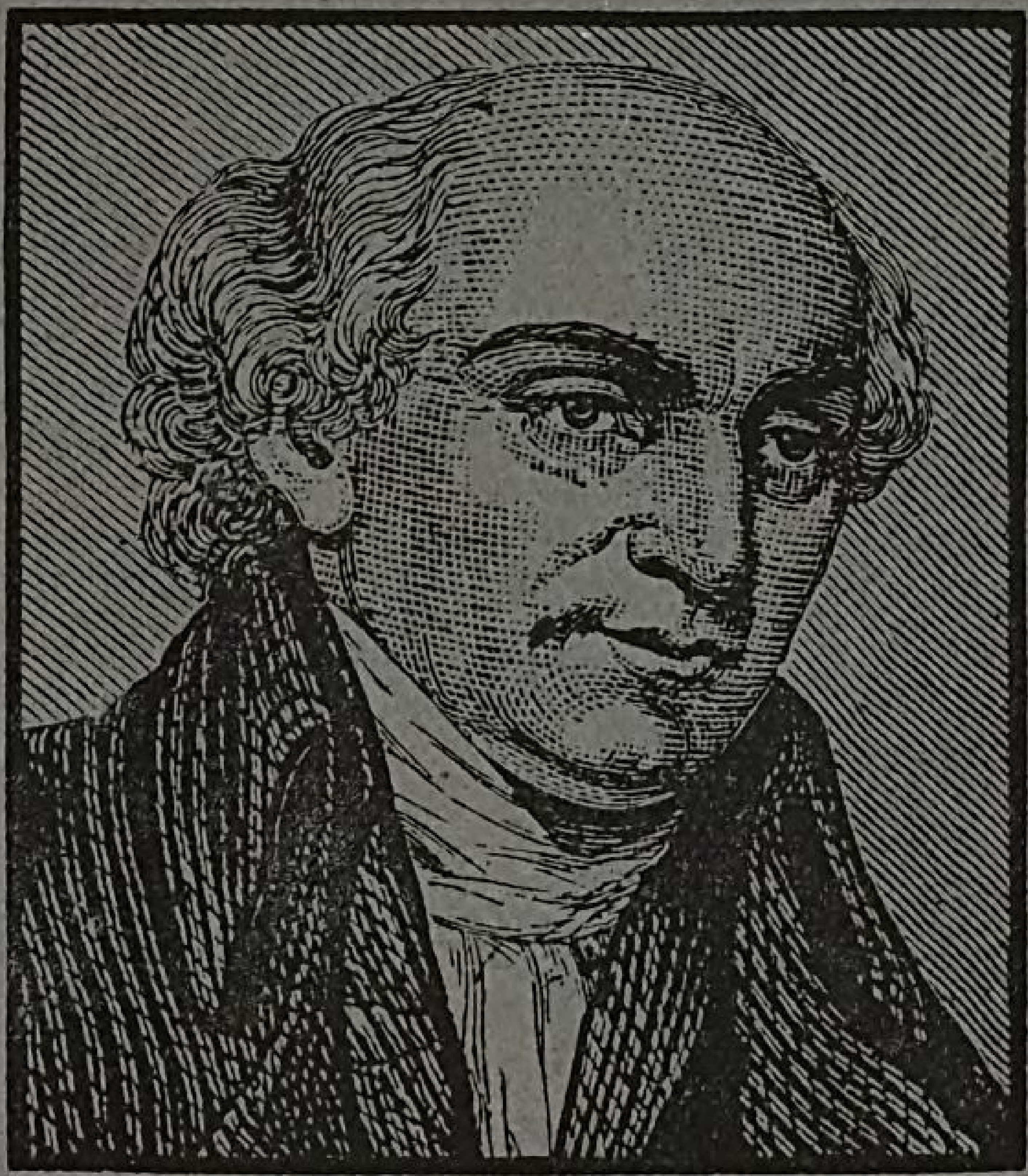


William Carey

der Schuhmacher,

der

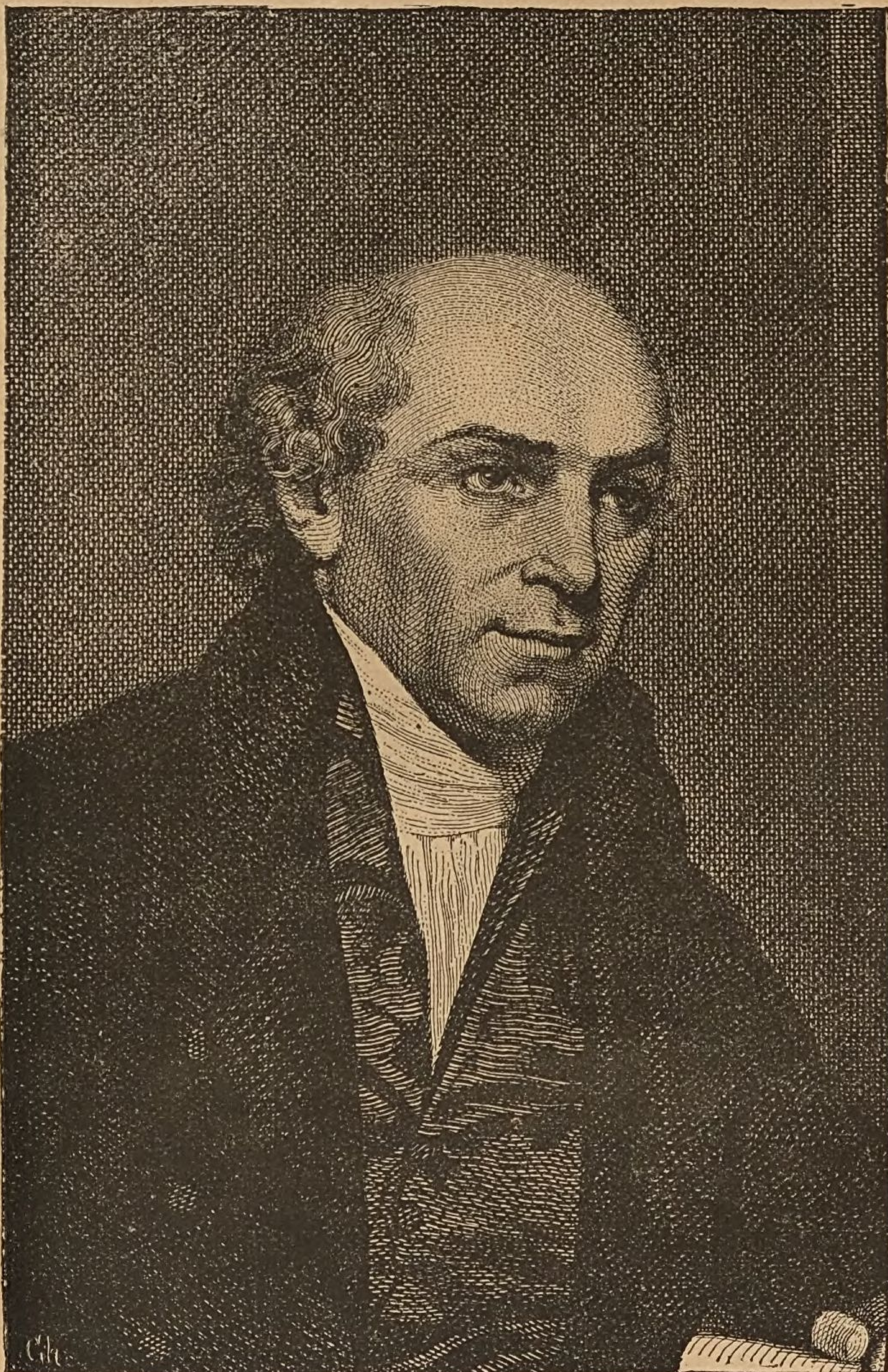
„Vater und Begründer der neueren Heiden-Mission.“

J. B. Myers, B. A.



Hamburg.

Druck und Verlag von J. G. Oncken Nachfolger (Phil. Bickel).



William Carey.

William Carey,

der Schuhmacher,

der

„Vater und Begründer der neueren Heidenmission."

Von

J. B. Myers, B. A.

Verdeutscht von Isabella Mundhenk,
geb. v. Dücker.

Hamburg.
Druck und Verlag von J. G. Oncken Nachfolger (Phil. Bickel).
1892.

Autorisierte Übersetzung.



Vorwort.

Dr. Gustav Warneck, der gelehrte und fromme Redakteur der „Allgemeinen Missionszeitschrift", schreibt beim Beginn des Jahres 1892 folgendes:

„Mit dem Jahre 1892 begeht die evangelische Mission die Feier ihres 100jährigen Jubelfestes. Allerdings hat es schon vor 1792 einige evangelische Missionen gegeben, aber abgesehen davon, daß diese älteren Missionen vereinzelte Erscheinungen bildeten, so lagen diese älteren Missionen am Ende des vorigen Jahrhunderts ziemlich

danieder. Die alte Dänisch-Halle'sche Mission wurde durch den Rationalismus zu Grabe getragen und — — — selbst die Brüdergemeinde vermochte ihre ausgedehnten Missionen nur mühsam zu überwintern. Auch die englische „Ausbreitungsgesellschaft" — — — fristete ein kümmerliches Dasein. So kann man mit Recht das Jahr 1792 als das eigentliche Geburtsjahr der gegenwärtigen Mission bezeichnen. Was von älteren Missionen vorhanden ist, charakterisiert sich wesentlich als Vorläufer der mit 1792 beginnenden großen Missionszeit.

Unvergeßlich wird daher die geistesmächtige Missionspredigt bleiben, welche der ehemalige Schuhflicker und nachmals so berühmte indische Missionar William Carey zu Nottingham über Jes. 54, 2. 3 hielt, denn diese gab die Anregung zur Gründung der „Baptistischen Missionsgesellschaft" am 2. Oktober dieses Jahres. Diese Predigt war in der That ein prophetisches Zeugnis. Gott hat seitdem große Dinge gethan. — — — Es ist ein Missionsjahrhundert angebrochen, in welchem eine Weltmission ihren Anfang genommen hat."

Wenn evangelische und lutherische Christen, wie Dr. Warneck, Gott preisen, daß Er einen Mann wie Carey erweckt und zum Segen gesetzt hat für die ganze Christenheit, wenn er das Jahr 1892 mitfeiert als Jubeljahr, da dürfen deutsche Baptisten nicht gleichgültig zuschauen, denn Carey war ein entschiedener Baptist.

Die „Baptistische Verlagsbuchhandlung“ glaubte daher sich verpflichtet, die Lebenserfahrungen dieses großen Mannes seinen Gesinnungsgenossen in Deutschland zugänglich zu machen, und zwar in der populären Darstellung des trefflichen Predigers J. B. Myers zu London. Dies Werkchen soll der Kranz sein, den deutsche Baptisten auf den Jubelaltar legen. Mehr können sie leider noch nicht thun und weniger dürfen sie nicht bieten.

Herr J. B. Myers sagt in der Vorrede zur englischen Ausgabe:

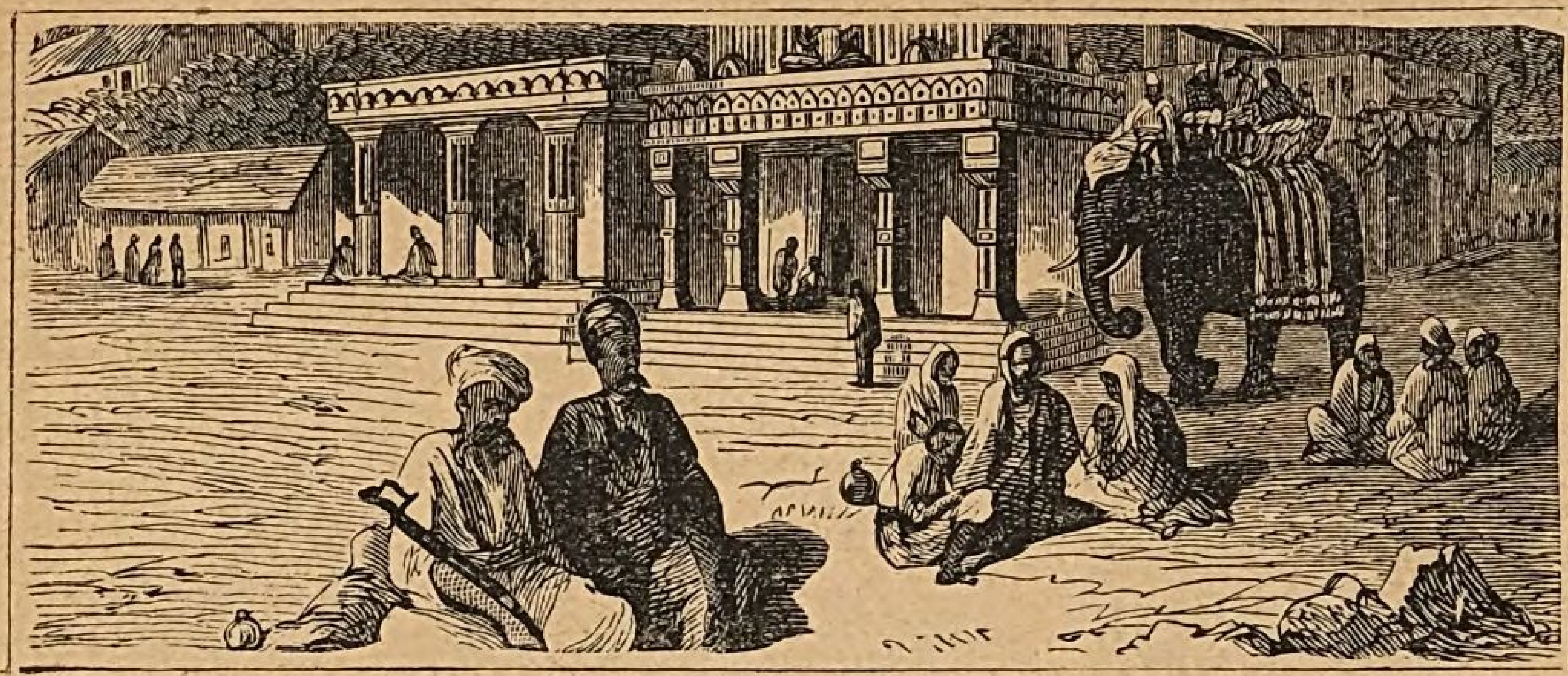
Das Material zu diesem Büchlein verdanken wir: Den „Baptistischen Missionsberichten“, dem „Leben und Zeiten von Carey, Marshman und Ward“ von J. C. Marshman; „Orientalische Christliche Biographie“ von W. H. Carey, und ferner den „Biographischen und litterarischen Notizen“ von John Taylor.

Diejenigen unsrer geehrten Leser, die über den Helden der vorliegenden Lebensgeschichte noch mehr zu erfahren wünschen, können wir auf das umfassende und ausgezeichnete Werk von Dr. George Smith verweisen.

Dem Verfasser bleibt nur noch übrig, seinem Gebet und seiner Hoffnung Ausdruck zu verleihen, daß das Bild jenes großen Mannes, der mit Recht der Vater und Begründer der neueren Heidenmission genannt worden ist, sich vielen hierdurch lebensvoll einprägen und viele Herzen für das von Carey begonnene Werk begeistern möchte.

Ja, möchte das Interesse für die Heidenmission immer mehr wachsen! Möchten unsre Brüder und Schwestern im Herrn in die Fußstapfen solcher Vorgänger treten, indem sie sich entweder wie Carey selbst der heiligen Missionssache zum Opfer darstellen, oder indem sie daheim die Sache durch Gebet und Gaben unterstützen.

Mai 1892.



William Carey.

Erstes Kapitel.

Seine jungen Jahre.

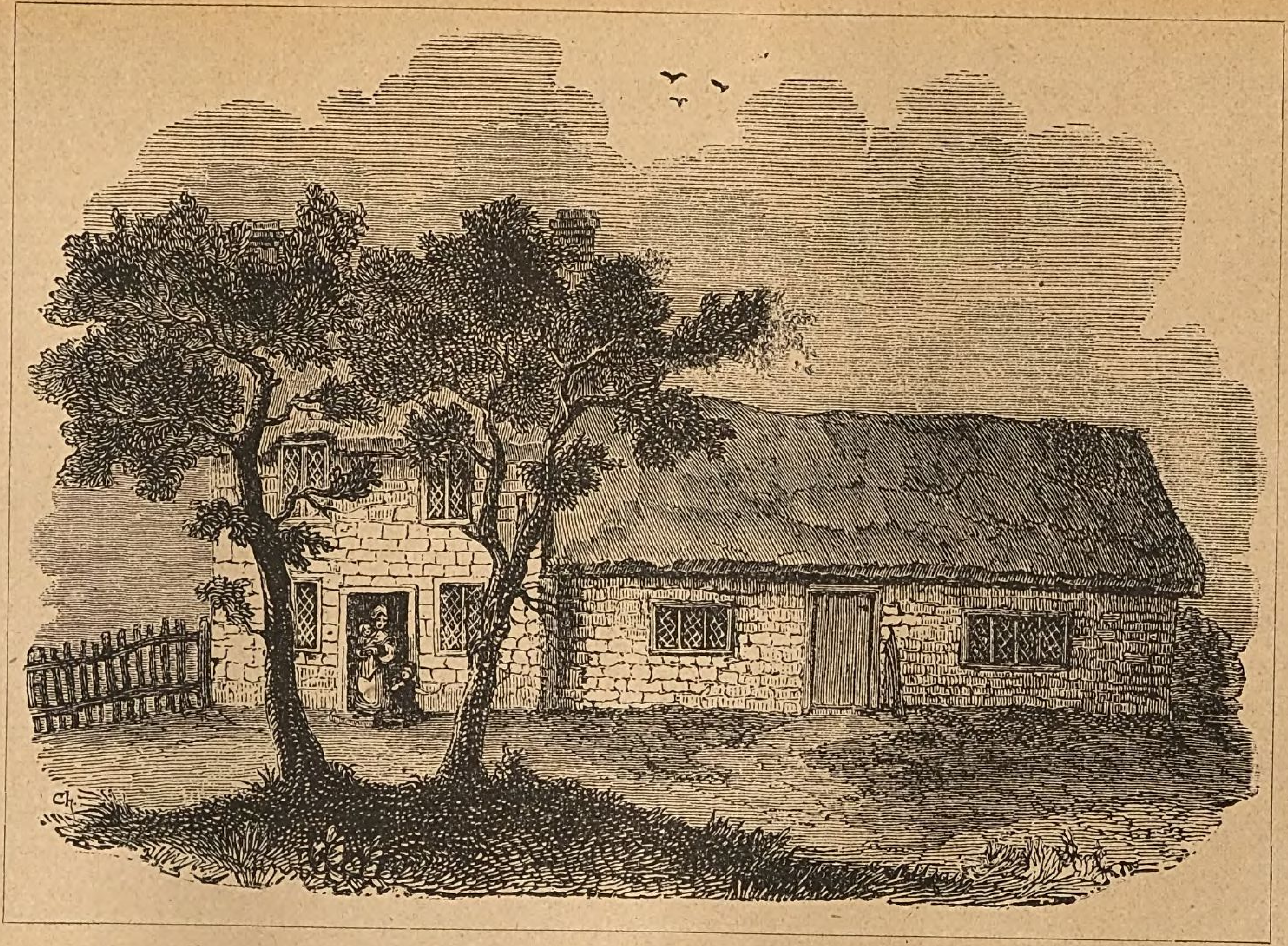
Wenn wir die Zeit mit raschem Fluge nahen sehen, da das Werk der Heiden-Mission seine gesegneten Ziele erfüllt haben wird, so können wir gewiß sein, daß beim Überblick über dieses herrliche Werk wohl kein Name mit mehr Ehrfurcht und Dank genannt werden wird, als der des William Carey, des Mannes, der so oft als „Vater und Begründer der neueren Heiden-Mission" bezeichnet ist. In Paulerspury, einem früher recht bevölkerten Dorf, welches einige Meilen von dem Städtchen Towcester entfernt liegt, wurde William Carey am 17. August 1761 geboren. Der Prediger William Law von King's Cliffe, welcher im nördlicheren Teil derselben Grafschaft gewirkt und sein Buch: „Der ernste Ruf!" dort geschrieben hatte, war nur wenige Wochen zuvor abgerufen. Ein Schüler dieses Gottesmannes scheint viel zur Bekehrung Careys beigetragen zu haben. Wir haben

allen Grund, zu vermuten, daß Careys Vorfahren angesehene Leute waren, doch konnte der Knabe in den ihn umgebenden Verhältnissen sicher nichts mehr von solch entschwundenen Vorzügen gewahren, denn sein Vater war einfacher Weber, der im Tagelohn arbeitete. Das einfache Haus, in dem er lebte, haben wir auf dem Bilde der folgenden Seite. Im Jahre 1767 vertauschte der Vater dasselbe jedoch mit der Schule, die unweit der Kirche lag, und das doppelte Amt des Schulmeisters und des Küsters, welches schon der Großvater bekleidet hatte, ward auch ihm zu teil. Das südliche Portal der Paulerspury Kirche zeigt noch eine Tafel, auf welcher der Todestag dieses treuen Mannes, der 15. Juni 1816, verewigt ist, und er war solch ehrenden Gedenkens, das ihm all seine Freunde und Nachbarn gern gewährten, gar wohl wert.

William wurde mit den übrigen Knaben des Dorfes von seinem Vater in die ersten Anfangsgründe des Wissens eingeführt, und seine Mutter hörte ihn oft in der Nacht seine Aufgaben laut hersagen. Als die Familie das Schulhaus bezog, erhielt der Knabe ein eignes Stübchen, und dieses wurde ein gar interessantes Gemach, denn alsbald zog eine muntere Vogelschar mit in dasselbe ein.

William liebte die befiederten Gesellen, und bunte Eier holte er von Felsen und Bäumen zusammen. An den Wänden seines Zimmers waren zahlreiche Insekten und Kräuter künstlich verwahrt, und was auf weiten Ausflügen an Merkwürdigkeiten aufgefunden wurde, das füllte Kästen und Brettchen ringsum.

Und mitten unter all seinen Schätzen saß William dann in den Büchern vertieft, die sein Vater oder freundliche Nachbarn besaßen. Dyches lateinisches Vokabelbuch prägte er seinem kleinen Kopfe in jener Zeit schon völlig ein, und die merkwürdige Ausdauer des Knaben ließ sich bei mancher Gelegenheit erkennen. Als er eines Tages



Careys Geburtshaus.

von einem Baume fiel, wartete er nur so lange, bis der durch den Fall verursachte Schmerz einigermaßen vorüber war, um sofort von neuem, und zwar mit Erfolg, den Baum hinan zu klettern. Seine Ausdauer, die ihn später so Großes erreichen ließ, kennzeichnete in dieser Weise schon den Knaben, dessen liebste Beschäftigung das Lernen war, und was er sich als Aufgabe stellte, das war vorher in klarem Denken verarbeitet, so daß das gesteckte Ziel unter allen Umständen von ihm erreicht wurde. Nichts konnte ihn in seinem geistigen Streben aufhalten. Hierbei wurde seine Neigung zur Botanik durch einen Onkel, Peter Carey, der in dem Dorfe als Gärtner lebte, wesentlich gefördert. Aber wenn der Onkel den munteren Knaben darin unterwies, wie er die Pflanzen und Sträucher zu benennen habe, wie Blumen und Bäume zu hegen und zu pflegen seien, konnte er doch sicher nicht ahnen, daß der Neffe dazu bestimmt sei, einer der berühmtesten Gartenkünstler Asiens zu werden. Es fällt uns hierbei eine Strophe Miltons ein: „Die Kindheit, wie ahnend, sie kündet den Mann, so wie der Morgen uns sagt, was am Tage noch werden kann.“

William begann mit seinem 14. Jahre durch Feldarbeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Als aber eine Krankheit seine Haut so empfindlich machte, daß er die brennenden Sonnenstrahlen nicht ertragen konnte, sah er sich genötigt, diesen Beruf aufzugeben. Es schien daher natürlich, sich der Schuhmacherei zuzuwenden, die in dem Orte mit besonderem Erfolge getrieben wurde, und die Eltern hatten keine Schwierigkeit, einen Meister für ihren Sohn zu finden. Mit seinem 17. Jahre sah sich derselbe als Lehrling des Clarke Nichols am Leisten sitzen, und dort erwarb er sich Geschicklichkeit in dem Geschäfte, welches wir wohl im besonderen Sinne geheiligt nennen können, weil schon so viele der größten Männer beim Leisten an-

gefangen haben. Wir könnten hier viele Namen aufzählen, und Coleridge, der sich gern dessen rühmte, dem Schuhmacherhandwerke angehört zu haben, stellt die Behauptung auf, kein andrer Handwerkerstand habe so viele berühmte Leute aufzuzählen als dieser.

Unter den Büchern des Clarke Nichols fand Carey einen Kommentar zum Neuen Testament, und indem er das verstaubte Büchlein öffnete, erblickten seine Augen zum erstenmal griechische Lettern. „Was bedeuteten diese kleinen Hahnenfüße?“ Meister Nichols konnte das nicht sagen, und wer sollte nun helfen? In dieser Verlegenheit fiel dem rastlos Grübelnden ein Weber ein, der eine gute Ausbildung genossen hatte, den aber wüstes Leben in sehr elende Verhältnisse zurückgeführt. Ohne langes Überlegen nahm William seine Zuflucht zu demselben. Die interessanten Schriftzüge wurden entziffert, und die Erlaubnis des Meisters, öfters einen Besuch im Vaterhause machen zu dürfen, wußte der Schusterlehrling allerdings heimlich dazu zu benutzen, bei dem verkommenen Weber seine griechischen Studien zu machen. Wenn wir uns diesen Studierenden im Geiste vorstellen, so tritt uns dabei wohl das Bild vor Augen, wie er in späteren Jahren unter seinen Schülern sitzt, um sie in zahlreiche orientalische Sprachen einzuweihen.

William konnte seine Studien, wie er sie bei dem Weber begonnen, nicht so fortsetzen, da er durch den Tod des Meisters Nichols gezwungen wurde, sich einen andern Platz zu suchen, und er nun als Bursche bei einem Herrn T. Old in Arbeit trat. Aus einem Tagebuche, welches Carey an Dr. Ryland geschickt hatte, ersehen wir, was Carey über seinen neuen Herrn schrieb: „Mein Herr“, sagt er, „war ein strenger Kirchenmann, und so viel ich sehen konnte, ein sehr moralischer Mensch. Es ist wahr, er trank zuweilen ein wenig über den Durst, und er be-

nutzte mich auch dazu, am Sonntagmorgen bis kurz vor der Kirchenzeit allerlei Wege zu laufen, allein er haßte jede Lüge, ein Laster, dem ich sehr zugeneigt war, und dabei besaß er die Eigenschaft, einen Fehler also zu rügen, daß ich dadurch völlig zerknirscht wurde."

Wir sehen aus dieser Beschreibung seines Meisters, daß er sich seiner Neigung zur Unwahrheit bewußt wurde, und ein besonderer Vorfall war dazu angethan, ihn von dieser üblen Gewohnheit zu heilen. „Als ich Weihnachten umherging, um nach der dortigen Gewohnheit Christgaben zu sammeln," so erzählt er, „wurde mir von einem Eisenhändler freigestellt, mir aus seiner Hand einen Schilling (M. 1) oder einen Sixpence (50 Pf.) zu wählen. Ich entschied mich natürlich für den Schilling und steckte ihn in meine Tasche. Nachdem sich diesem noch einige andre Sixpence Stücke zugesellt hatten, begab ich mich in einen Laden, um mir verschiedene Kleinigkeiten zu kaufen, wurde dort aber zu meiner Betrübnis gewahr, daß mein Schilling nur eine Spielmünze war. Um nun meine Schuld bezahlen zu können, gebrauchte ich einen Schilling von dem Gelde meines Meisters, das ich kurz zuvor für denselben eingenommen hatte. Dabei bemerkte ich, daß ich meine Mittel durch den Einkauf bereits um etliche Groschen überschritten hatte. Weil ich die strengen Vorwürfe meines Meisters fürchtete, so kam ich zu dem Entschluß, die Behauptung aufzustellen, der falsche Schilling gehöre ihm. Sehr wohl erinnere ich mich noch, welcher Kampf bei diesem Entschluß in mir entstand. Als ich dann über die Felder schritt, begann ich mit Gott wegen der Sünde zu unterhandeln. Es schien mir zu nötig, in diesem Falle der Lüge zu gebrauchen, und daher gelobte ich feierlich im Gebete, in der Zukunft alle bösen Gewohnheiten daran zu geben, wenn mir Gott nur diesmal über den kleinen Betrug glatt hinweg helfen wollte. Ein gnädiger Gott half mir, daß ich

nicht glatt hindurch kam. Herr Old untersuchte die Sache gründlich. Der Eisenhändler sagte, daß er mir die falsche Münze gegeben habe, und ich war der Scham, den Vorwürfen, den Gewissensbissen preisgegeben, welche von Tag zu Tag wuchsen und mein Gemüt lange Zeit sehr bedrückten. Die innere Not trieb mich mehr an, den Herrn zu suchen, als je zuvor; aber Scham und Furcht beherrschten mich nach wie vor völlig, und bevor ich nicht überzeugt war, daß die Sache im Dorfe verschwiegen geblieben, entschloß ich mich auch nicht, mich im Gottesdienste wieder sehen zu lassen."

Es scheint, daß ein andrer Lehrling, mit dem William zusammen war, der Sohn eines Dissidenten gewesen ist. Wenn die zwei jungen Leute und ihr Meister beim Schuhmachen oftmals über religiöse Dinge sprachen, so war ihnen William ein gewisses Hindernis; denn er stammte ja aus einer gut kirchlichen Familie, und blickte auf die Dissidenten mit Verachtung herab. Im Dorfe war auch ein kleines Versammlungshaus, jedoch betrat er dasselbe um keinen Preis; ja, die Feindschaft seines Herzens war so groß, daß er dasselbe weit lieber zerstört haben würde. In dieser Zeit wurde jener andre Lehrling ernstlich erweckt und nicht nur für die eigne Seele besorgt, sondern auch für diejenige seiner Gefährten. Er sprach öfter liebreich und mahnend unserm William zu, lieh ihm auch gute Bücher, und bald ging in dessen Herzen eine große Veränderung vor, wiewohl das Licht noch nicht genug Raum bei ihm fand, um ihm seinen verlornen Sündenzustand und Jesu allgenügende Erlösung klar zu machen. Mit größtem Eifer begann er jetzt aus eigner Kraft nach Heiligkeit zu ringen. Er entschloß sich, täglich in drei Kirchen zu gehen und den Abend eine Gebetsstunde im Versammlungshause zu besuchen; er las und grübelte und dachte etwas ganz Besonderes aus sich zu machen. Während er

in dieser Art die Selbstgerechtigkeit pflegte, wurde er mit dem schon erwähnten Nachfolger des Predigers William Law zusammengeführt, in dessen Unterhaltung er etwas vernahm, was ihm in seinem Ringen noch ganz fremd geblieben war. Er fühlte sich jetzt völlig ruiniert, völlig hilflos. „Die Unterhaltung mit diesem Manne", schreibt er, „erfüllte mich mit Unruhe; und war ich allein, so nahm dieselbe nur zu. Dies führte mich dahin, mein Vertrauen der Vergebung der Sünden und der Seligkeit auf den gekreuzigten Erlöser zu setzen, und in dem Worte Gottes nach dem Zusammenhang christlicher Lehren zu forschen."

Zu dieser Zeit bildete sich eine kleine Gemeinde, die ihre Zusammenkünfte in dem Versammlungshause hatte, und Carey war nebst seinem Gefährten eifrig dabei mit beteiligt. Auch redete er zuweilen in den Versammlungen, welche mehr den Charakter von Besprechungen annahmen. Er erzählt von diesem ersten Wirken selbst, indem er sagt: „Weil meine Zuhörer noch sehr unwissend und an wenig gewöhnt waren, so lobten sie meine unvollkommenen Vorträge." Unter den Büchern, die ihm in die Hände kamen, war eins, das sich heute noch in einer Bibliothek zu Bristol befindet und den Titel: „Hilfe für Zionspilger" trägt. Es war zu dem Zweck geschrieben, manchen Stein des Anstoßens auf dem Gebiete der christlichen Lehre und des christlichen Erfahrungslebens aus dem Wege zu räumen. Darum leistete es unserm jungen Freunde denn auch die größten Dienste. „Ich weiß nicht, daß ich jemals ein andres Buch mit solcher Freude gelesen hätte, wie dieses", schreibt er. Der Verfasser ist der ältere Robert Hall.

Bald nach dieser Zeit ließ er sich durch Geschäftsverhältnisse dahin führen, sich mit Dorothea Placket zu verheiraten. Da nämlich sein Meister starb, übernahm er dessen Geschäft. Die Schwester der Witwe aber, eben jene Dorothea, half ihm die Verantwortlichkeit dieses Schrittes

zu tragen. Allein die so geschlossene Ehe war keine glückliche, da die Ehefrau nur wenig Anteil an den Interessen ihres Mannes nahm und ihre schwächliche Gesundheit zu steter Sorge Anlaß gab. Trotzdem aber sah sie sich von ihrem Gatten stets nur mit größter Rücksicht behandelt; auch dann, wenn allerlei Trübsal mit Krankheit und Fieber ins Haus zog. Das kleine Töchterlein wurde im zweiten Jahre seines Lebens den Eltern genommen.

Carey lag danieder, und obwohl er bald vom Krankenlager aufstand, so behielt er doch große Schmerzen, die ihn über anderthalb Jahre so quälten, daß er sein Geschäft kaum zu betreiben vermochte. Was irgend im Hause zu entbehren war, mußte veräußert werden, doch als der Hungertod nun auch dem Vielgeprüften selbst ins Antlitz starrte, da kam sein Bruder, um ihn unter Beistand einiger Freunde der äußersten Armut zu entreißen. Durch ihre Hilfe wurde es ihm möglich, ein Häuschen in Piddington beziehen zu können, wo er neben seinem Schuhmacherhandwerk bald eine Abendschule eröffnete. Vor der Zeit dieser äußeren Erleichterung hatte William die Versammlungen der Vereinigungs-Konferenz besucht, welche in Olney abgehalten wurde; und selbst der Umstand, daß er nicht einmal etwas zu Mittag zu essen hatte, vermochte ihn nicht von den Versammlungen zurück zu halten. Es sollte von großer Bedeutung für sein Leben werden, daß er sich durch solch große Armut nicht von der Teilnahme an jenen Gottesdiensten abhalten ließ.

Einer der Prediger war nämlich kein andrer, als der spätere Inspektor der Missionsgesellschaft, Andreas Fuller. So viel bekannt ist, trafen sich diese beiden Männer hier zum erstenmal, und bald danach begann Carey auch, seine Gaben im Predigen regelmäßiger zu üben. Als nämlich der Prediger der Independenten ihn abends in sein Haus zum Abendessen einlud, da wurde er

dort auch von einigen christlichen Freunden in Earls Barton gebeten, in ihrer Kapelle ein Zeugnis von Christo abzulegen. Carey sagte zu, wiewohl er selbst über seinen Mut etwas verwundert war, und so viel er wußte, mehr nur darum, weil er keinen Grund wußte, die ehrende Aufforderung abzuschlagen. Damit begann seine Wirksamkeit als gelegentlicher Prediger, die etwa drei Jahre dauerte.

Als seine Bekannten in seiner Heimat davon vernahmen, wollten sie ihn aber auch hören, und als seine Mutter seiner Predigt beigewohnt, wurde sie im Gegensatz zu früherer Ansicht der Überzeugung, ihr Sohn könne, wenn er am Leben bliebe, wohl noch ein tüchtiger Prediger werden.

Der Vater aber, als Küster, hielt es für eine Schande, die verachtete Versammlung zu besuchen, und suchte Gelegenheit, seinen Sohn heimlich einmal predigen zu hören. Er ging dann aber sehr befriedigt von dem empfangenen Eindruck von dannen.

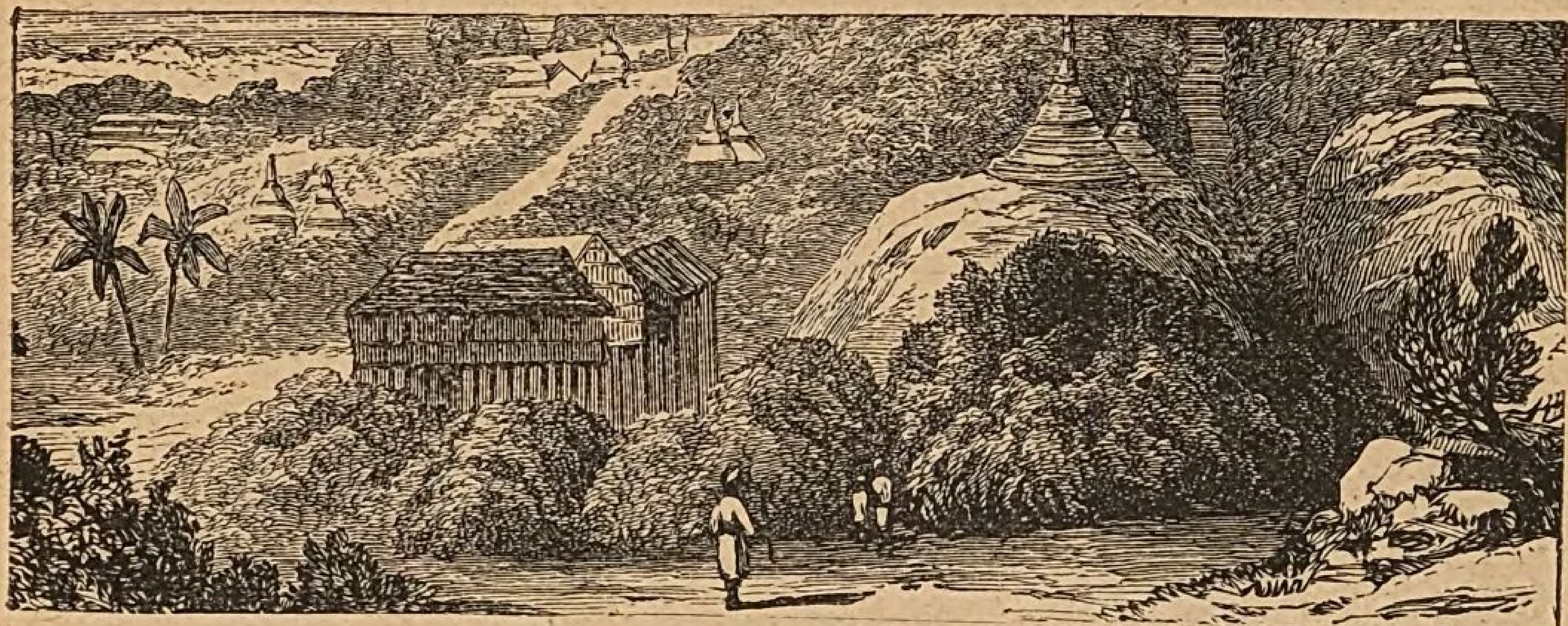
Bei den Freunden in Earls Barton erwachte nun immer lebendiger der Wunsch nach einer eignen abgeschlossenen Gemeindebildung, weshalb sie den Herrn Sutcliff, Prediger der Baptisten in Olney, einluden, ihnen seinen Rat zu erteilen. Und wie er sie nach allen Seiten mit seinem auf Erfahrung gegründeten Rat unterstützte, so riet er auch dem Carey zugleich ernstlich an, sich näher mit geordneter Gemeindepflege bekannt zu machen. Dies veranlaßte ihn, sich der Gemeinde in Olney völlig anzuschließen, und bald darauf wurde er dann als Prediger derselben angestellt. Ein Auszug aus dem Gemeindebuche, der aus jenen Tagen stammt, mag dieses Kapitel beschließen:

„14. Juni 1785. Gemeindesitzung. W. Carey (siehe 17. Juni) erschien heute vor der Gemeinde. Nachdem er eine befriedigende Darlegung seiner Bekehrung und geistlichen Erfahrung gegeben hatte, wurde er als Mitglied aufgenommen.

Er war schon vorher von dem Prediger Ryland jun. getauft worden. Er wurde aufgefordert, am nächsten Sonntage vor der versammelten Gemeinde zu predigen."

„10. Aug. Gemeindesitzung. Heute abend wurde unserm Bruder Carey die Vollmacht von der Gemeinde erteilt, das Evangelium zu verkünden, wo sich nur Gelegenheit bietet." — Er wurde also, wie es in den Gemeinden englischer Zunge Brauch ist, als Predigthelfer „lizensiert."





Zweites Kapitel

Sein Leben zu Moulton und Leicester.

In Moulton, einem Örtchen, durch welches sich die Straße von Kettering nach Northampton zieht, fand Carey den Platz für seine Wirksamkeit. Indessen war der Gemeinde, die ihn sich zunächst probeweise erwählte, so wenig von irdischem Gute zugefallen, daß sie dem neuen Hirten nicht mehr als 10 Pfund (200 Mark) an Jahresgehalt bieten konnte, und nur 5 Pfund (100 Mark) waren es, die dieser Summe aus einem Londoner Fonds noch zugegeben wurden. Bis zur festen Anstellung hatte er dabei erst noch ein volles Jahr nur probeweise zu arbeiten, denn man nahm es damals genau mit solch wichtiger Sache. Auch nach dem abgelaufenen Probejahre hatte die Gemeinde noch drei Monate Zeit zum betenden Überlegen, und bis dann endlich der Pastor als solcher eingeführt wurde, währte es immerhin noch sechs Monate. Ryland prüfte den Kandidaten, Sutcliff führte ihn in das Amt ein, und Fuller stellte der Gemeinde ihr Pflichten vor. Daß Carey von seinem Gehalte keine Familie unterhalten konnte, ist klar, und obwohl er eine Schule am Orte, die

durch die Abreise eines Lehrers frei geworden war, mit übernahm, so war sein Durchkommen doch immer eine schwierige Aufgabe.

Bald wurde nun auch das kleine Gotteshaus zu eng für die Zahl der Besucher, und als man sich genötigt sah, für den Ausbau des Lokales bei auswärtigen Freunden um Gaben zu bitten, da hieß es in einem Bittgesuch folgendermaßen: „Wir sind alle so arm, daß eine Kollekte unter uns nicht viel mehr ergab als 40 Mark. — Zudem gestattet es die augenblickliche Lage unsrem Pastor Carey nicht, zum Einsammeln von Gaben eine Reise anzutreten, denn er vertritt neben seinem Amte als Seelsorger auch das Amt eines Lehrers, und einen Stellvertreter kann er nicht beschaffen. Sollten daher einige unsrer Freunde in der Ferne von Gott dazu angeregt werden, uns in unsrer Not und Bedrängnis einige Unterstützung zu teil werden zu lassen, so bitten wir etwaige Gaben dem Prediger Ryland in Northampton einhändigen zu wollen."

Um diese Zeit kehrte der frühere Lehrer wieder zurück. Carey mußte nun die Schule, die er zur Verbesserung seiner Lage mit übernommen, wieder abgeben, und auch das wöchentliche Mehreinkommen von sieben bis acht Mark fiel für ihn fort. Da er bei all seinen Anlagen nur sehr wenig Gabe besaß, die Schule in gehöriger Ordnung zu halten, vielmehr bei den Knaben allerlei Schabernack zu leicht übersah, so mochte diese Wendung ihn vor andrer Unannehmlichkeit bewahren. Und durch den Zwang der Verhältnisse genötigt, mußte unser Herr Pastor denn wieder zum Schusterhandwerk greifen, wozu er bei einem Schuhhändler ohne eignes Risiko Gelegenheit fand. Alle vierzehn Tage trug er seine verfertigten Stiefel in das Geschäft, um danach mit Leder bepackt in seine Pfarre zurückzukehren. Weil er aber durch die Schusterei von seinen geistigen Beschäftigungen keineswegs abgezogen wurde, so richteten sich

seine Gedanken jetzt ganz besonders auf die Mission, und wahrscheinlich trugen „Cooks Reisen“, die er las, viel dazu bei. Kommt aber jeder Wunsch, sich an der Ausbreitung des Reiches Christi zu beteiligen von Gott, so doch gewiß auch der, das Evangelium zu den Heiden zu tragen.

Hier dürfen wir aber nicht unerwähnt lassen, daß vor jener Zeit auch schon andre edle Männer, wie Eliot, Brainerd und Schwarz ꝛc. in der Mission sich aufgeopfert hatten, ob auch unser Carey mit Recht „der Vater der neueren Mission“ genannt wird. Es war nämlich bis dahin noch keine einzige Gesellschaft zu dem ausgesprochenen Zweck, den Heiden das Evangelium zu senden, gegründet.

Für die Entstehung der „Baptistischen Missionsgesellschaft“ waren zwei Schriften von großer Bedeutung, welche John Edwards und Andreas Fuller verfaßt haben, indem sie Carey stark beeinflußten. Der Titel der ersteren Schrift lautet: „Bescheidener Versuch, das Volk Gottes in völliger Übereinstimmung und sichtbarer Vereinigung zu außerordentlichem Gebet um Belebung der Religion und Förderung des Reiches Christi zu fördern.“ Dieses Heftchen veranlaßte zunächst die Leiter der Northampton Vereinigung, jeden ersten Montag des Monats zu gemeinschaftlichem Gebete festzusetzen, und es waren heiße Gebete, in denen die Gläubigen flehten, daß das Evangelium von Jesu Christo über den Erdball hin den Weg zu allen Völkern finden möchte. Ihre Liebe war so lauter, so allgemein, daß sie in ihren Gebeten auch die Freude aussprachen, welche ihre Herzen empfinden würden, sofern der Herr neben ihnen noch andre Christen aus andern Denominationen für dieselbe Sache erwecken möchte.

Das andre Schriftchen von Andreas Fuller war nicht minder einschlagend und führt den Titel: „Das aller Annahme werte Evangelium.“ Carey spricht sich nach-

her über beide Werkchen näher aus: „Wenn es die Pflicht aller Menschen ist, die das Evangelium hören," sagt er, „an die Erlösung zu glauben, so ist es die Pflicht aller derer, die mit dem Evangelium bekannt wurden, nach besten Kräften dahin zu streben, daß der Schall des Wortes Gottes alle Nationen erreiche, und daß sie dadurch den Gehorsam des Glaubens erfüllen."

Je mehr Carey aber über die religiöse Lage der Welt nachsann, je deutlicher bekam er den Eindruck, daß in jener Beziehung eine große Verantwortlichkeit auf der Christenheit laste, und die Frage, wie diese Aufgabe ausgeführt werden könne, beschäftigte sein Gemüt fort und fort. Es war ein Feuer, das einmal entzündet, nicht wieder zu löschen ist, und ob Carey auf der Schusterbank saß, oder ob er in Schule und Gemeinde sein Amt ausübte, dies Feuer griff nur weiter in seiner Seele Raum. Fuller erzählt, er habe eine sehr große Karte bei ihm an der Wand hängen gefunden, die er aus einzelnen Blättern zusammengeklebt hatte. Darauf hatte der eifrige Mann mit der Feder für jede der damals bekannten Nationen einen bestimmten Platz bezeichnet, und dort hinein alles geschrieben, was er über die Bevölkerung, die Religion 2c. der betreffenden gelesen. Seine Stellung brachte ihn in fortgesetzten Verkehr mit den Predigern seiner Vereinigung, und ihren periodischen Versammlungen wohnte er natürlich regelmäßig bei. Seine Freundschaft mit Fuller knüpfte sich dabei zu einer solchen, die das ganze Leben anhielt. Als einst bei einer Konferenz der bestimmte Prediger aus irgend einem Grunde nicht erschien, wurde Carey aufgefordert, die Lücke auszufüllen. Er that das mit so viel Beweisung des Geistes und der Kraft, daß er von Fuller beim Herabsteigen von der Kanzel voller Freude begrüßt wurde. Von dieser Stunde an datierte die Freundschaft dieser gleichgesinnten Seelen.

So oft die regelmäßigen Zusammenkünfte der Prediger stattfanden, ließ Carey keine Gelegenheit vorüber gehen, im Privatverkehr seinen Amtsgenossen die Missionspflicht aufs Herz zu legen, und ob er auch erst wenig Verständnis für die Sache fand, er konnte nicht ablassen, immer wieder davon zu reden. Zu Ende des Jahres 1786 begab er sich einst auch mit einem Prediger seines Alters zur Prediger-Konferenz nach Northampton. Dieselbe nahm ihren gewöhnlichen Verlauf, und gegen Abend, als eine freiere Unterhaltung im Gange war, trat der alte Prediger Ryland ein und machte mit seiner gewohnten Selbständigkeit sofort den Vorschlag, die beiden jüngsten Herren, Carey und sein Freund, sollten ein Thema angeben, welches dann allgemein besprochen werden könnte. Nach mehrfachem Ausweichen gab Carey dem Ansinnen nach, und warf sodann die Frage auf: Ob der Befehl des Herrn, allen Völkern das Evangelium zu predigen, für die, den Aposteln folgenden Prediger keine bindende Kraft habe, da doch die an den Befehl geknüpfte Verheißung in ihrer ganzen Ausdehnung in Anspruch genommen werde? Dem Fragenden wurde sofort von dem, der die Frage herausgefordert, ehe noch die übrigen Anwesenden zum Meinungsaustausch kamen, die Antwort entgegen gehalten: daß in dieser Richtung nichts zu thun sei, bevor eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes stattgefunden. Zuerst müsse die Christenheit wieder besondere Gaben, wie z. B. die des Zungenredens, empfangen, und wenn Carey die angedeuteten Forderungen stelle, ohne daß solche vorherige Ausrüstung geschehe, so sei er eben ein höchst bemitleidenswerter Enthusiast. Zum erstenmal hatte Carey seine Sache öffentlich zur Sprache gebracht, und gleich war ihm diese beschämende Zurückweisung zu teil geworden. Allein die Frage bewegte sein Herz darum fortan nicht weniger lebendig, und Fuller, der ganz mit

ihm sympathisierte, munterte ihn auf, seine Forschungen fortzusetzen. Auch lernte er bei einem Besuche in Birmingham einen Herrn Potts kennen, der in seinen Missionsgedanken ganz mit ihm übereinstimmte. Ja, als Carey ihm mitteilte, daß er ein Schriftstück besitze, welches den Gegenstand behandele, drang er in ihn, dasselbe zu veröffentlichen, die dazu nötigen 10 Pfund (200 Mark) wolle er hergeben. Es war aber die Zeit für solche Herausgabe noch nicht gekommen.

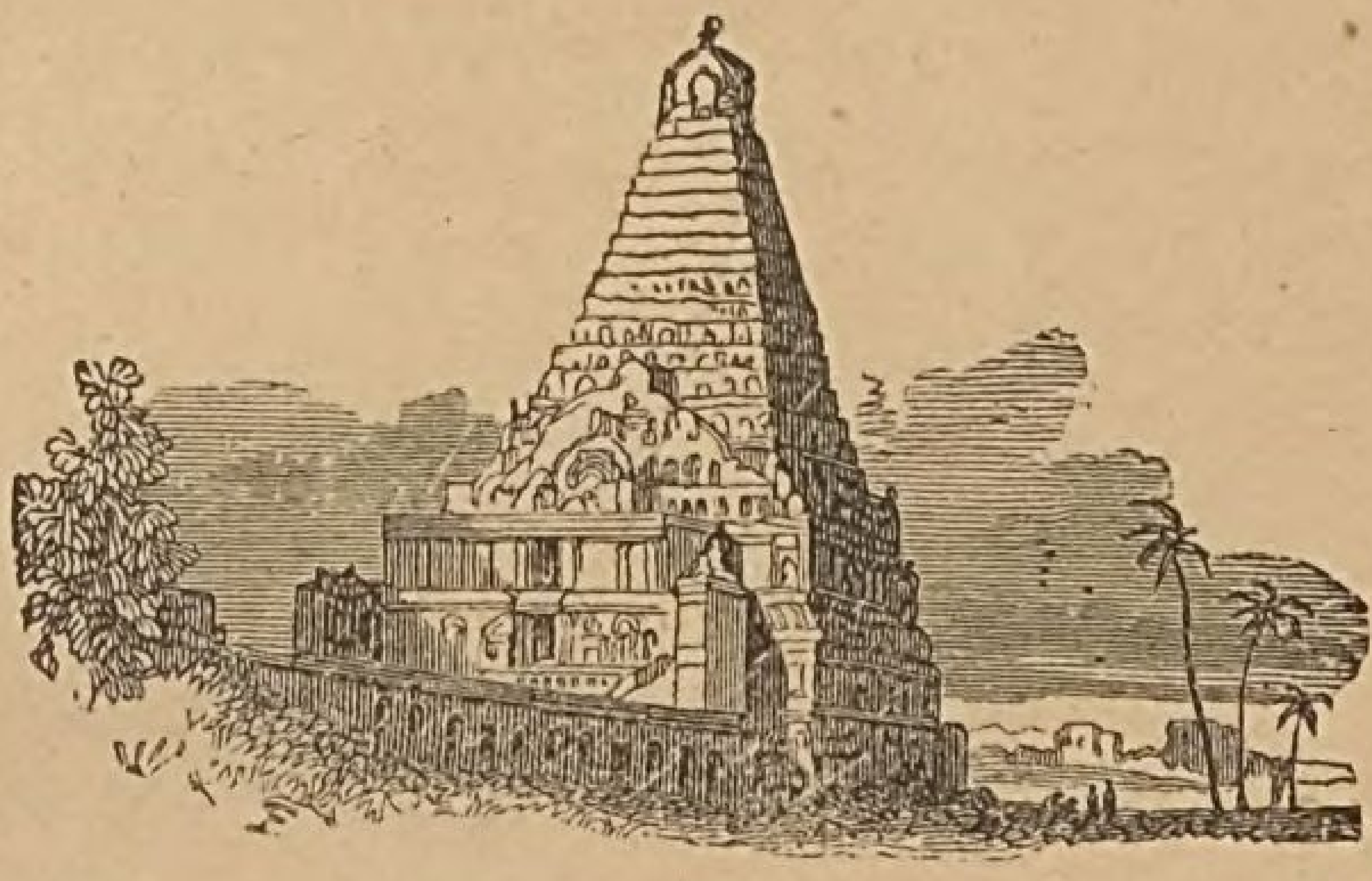
Im April 1789 machte Carey seinen Freunden in Moulton die Mitteilung, daß er eine Einladung von Leicester erhalten habe, dorthin zu kommen als Prediger, und zwar an die Gemeinde, an welcher später der berühmte Robert Hall gestanden hat. In dem Gemeindebuche findet man über dieses Ereignis den Bericht mit dem Bemerken, daß sich die Gemeindeglieder jeden Montag zu einer Gebetsstunde zusammengefunden, um den Gegenstand betend vor den Herrn zu bringen. Der Ruf wurde von Carey angenommen, und seine Brüder, Fuller, Sutcliff, Ryland, zusammen mit Pearce aus Birmingham, amtierten wieder bei seiner förmlichen Einführung. Seine äußere Lage veränderte sich in der neuen Stellung sehr wenig, wiewohl er an geistigem Verkehr im neuen Wohnorte sehr viel genoß; namentlich war es von Vorteil für ihn, daß ihm die Bücher seiner begüterten Freunde frei zu Gebote standen. Er war nochmals gezwungen, Schule zu halten, um seinen Unterhalt erschwingen zu können. — Zwischen ihm und dem Hauptpastor an der St. Marien-Kirche entspann sich bald nach Careys Ankunft in Leicester eine warme Freundschaft, wiewohl dieser Herr Thomas Robinson ein Kirchenmann und Carey Dissident war. „Wir müssen beide nach dem Maß unsrer Erkenntnis Gutes thun,“ meinte einst Carey. „Sie können aber versichert sein, daß ich viel lieber das Werk-

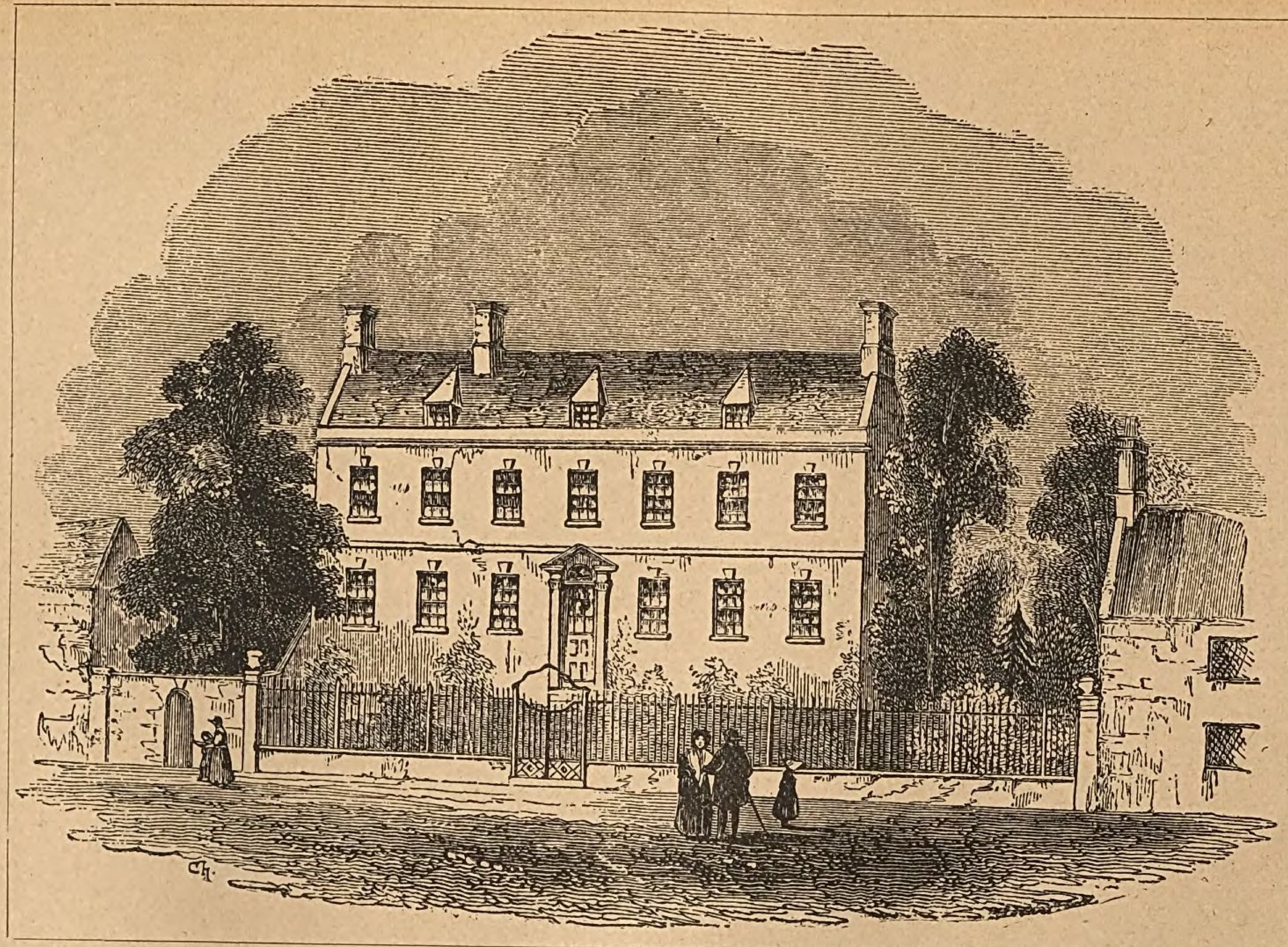
zeug sein möchte, einen armen, verkommenen Straßenfeger zu bekehren, als bloß die reichsten und besten Leute Ihrer Gemeinde zu Baptisten zu machen."

Zu dieser Zeit bahnte sich die Bildung der Missionsgesellschaft immer mehr an. Bei der Vereinigungs-Konferenz im Jahre 1791 zu Clipstone hielten Prediger Sutcliff und Fuller die Jahrespredigten. Der erstere sprach über „den Eifer für den Herrn der Heerscharen," der andre über „den Schaden, den es bringt, wenn wir verziehen, des Herrn Befehl zu erfüllen." Unter dem Einfluß dieser Reden überkam die Versammlung ein feierlicher Ernst, so daß Carey den Mut fand, in tiefer Bewegung und mit klaren Worten die Brüder aufzufordern, nicht länger mehr zu zögern, sondern das Werk der Heidenmission endlich in Angriff zu nehmen. Hätte Sutcliff nicht nochmals auf längeres Überlegen gedrungen, so wäre die Bildung der Gesellschaft an jenem Tage geschehen, so eindringlich waren Careys Worte. Doch kam es wenigstens soweit, daß man ihn aufforderte, das zu veröffentlichen, was er über die Sache geschrieben.

Bei der nächsten Jahres-Konferenz zu Nottingham war Carey einer der Prediger. Zum Texte wählte er sich Jesaias 54, Vers 2 und 3; die beiden Teile seiner Predigt aber trugen die Überschriften, die später das Motto der Gesellschaft werden sollten: „Erwarte Großes von Gott," und „Unternimm Großes für Gott." Und diese Predigt schlug durch, so daß der folgende Beschluß gefaßt wurde: „Daß bei der nächsten Zusammenkunft der Prediger in Kettering ein Plan ausgearbeitet werden sollte, zwecks Bildung einer Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden." Diese Versammlung wurde denn auch am 2. Oktober 1792 gehalten. Als an jenem Tage die allgemeinen Gottesdienste beendet waren, kamen die Prediger in Frau Beebys Wohn-

zimmer zusammen, um ihre inbrünstigen Gebete und Gelübde dem Herrn darzubringen. Die Pläne wurden vorgelegt und angenommen. Dann wurden 260 Mark als erste Missionsgabe zusammengelegt. So war also das hochwichtige Werk ins Leben getreten. Fuller wurde zum Sekretär ernannt und Hogg von Thrapston wurde Schatzmeister. Carey aber versprach alles für die Kasse zu geben, was etwa durch seine Schriften herauskommen würde. Man beeilte sich nun, seine Schrift in Druck legen zu lassen, und sie erschien unter dem Titel: „Eine Untersuchung der Pflichten der Christen, Mittel zur Bekehrung der Heiden in Anwendung zu bringen. Erörterung der religiösen Zustände der verschiedenen Nationen, der Erfolge früherer Missionsarbeit und der Ausführbarkeit fernerer Unternehmungen. Von William Carey.“ Klarer und eingehender konnte die Frage nicht beleuchtet werden, und, führte es nicht zu weit, wir würden gern längere Stellen aus der Abhandlung mitteilen. Wiewohl es jetzt ein Jahrhundert ist, seitdem das unscheinbare Werkchen erschien, hat es heute noch seine volle Bedeutung für die Fragen unsrer Tage.





Das Haus zu Kettering, in dem die Baptisten-Missionsgesellschaft gegründet wurde.



Drittes Kapitel.

Die Selbsthingabe an die Mission und die Abreise nach Indien.

Jetzt war die Gesellschaft also wirklich gegründet, und die Einnahmen derselben stiegen eines Tages durch das überraschende Geschenk von 1400 Mark, die ein Herr Pearce von Freunden in Birmingham erhalten hatte. Das Komitee erließ einen Aufruf an die Christenheit im großen und ganzen, und fügte demselben einen Bericht über den Stand der Dinge bei. Dann stand man vor der Frage, welcher Teil der Heidenwelt vor allem in Angriff zu nehmen sei, und wo man die geeigneten Missionare und Missionarinnen hernehmen sollte? In einer Sitzung, die Carey nicht hatte besuchen können, erhielt das Komitee von ihm einen Brief, in welchem er in bezug auf jene Frage einen Herrn Thomas bezeichnete, welcher im Dienste der Ostindischen Handelsgesellschaft als Schiffsarzt an Bord der „Oxford" 1783 nach Indien gefahren wäre, wobei er sich in Evangelisationsarbeiten schon sehr verdient gemacht hätte. Ein ernster Christ, Herr Charles Grant, hätte ihn darin unterstützt, und was Herrn Thomas jetzt an-

lange, so wäre er augenblicklich in London, wo er eine Geldsammlung für die Mission in Bengalen zu veranstalten strebe. Carey meinte, man sollte doch ebenfalls in dieser Richtung wirken, und es kam dahin, daß man Bruder Thomas aufforderte, einen Bericht über seine Person, wie seine Arbeit einzusenden. Auch der Sekretär wurde beauftragt, noch genaue Erkundigungen einzuziehen, und diese lieferten ein so günstiges Resultat, daß die Gesellschaft beschloß, ihn nebst einem Begleiter nach Indien zu senden. Aber wo diesen geeigneten Begleiter finden? Kaum war solche Frage aufgeworfen, als sich unser Carey auch schon willig selbst zur Verfügung stellte. Die näheren Umstände dieser Begebenheit sind historisch geworden. Es war nämlich wieder eine Sitzung des Komitees. Noch unter dem lebendigen Eindruck des Berichts von Thomas über den religiösen Zustand der Heiden, meinte Fuller originell: „Dann ist Indien eine Goldgrube, so tief wie der Mittelpunkt des Erdballs, und wir haben nur zu fragen: Wer will es wagen, hinab zu steigen?" „Das will ich thun," entgegnete Carey schnell, „nur dürft ihr nicht vergessen, mir die Seile zu halten, wenn ich hinein gehe." Er wandte sich hierbei an Fuller, Sutcliff und Ryland, und sie haben ihr feierliches Versprechen, dies zu thun, welches sie ihm in jenem Augenblick freudig gaben, treu gehalten. Niemals verließen sie ihn. Während die Brüder noch verhandelten, trat Thomas selbst ein, und als Carey seinen künftigen Genossen erblickte, stand er auf und fiel ihm weinend um den Hals.

Nun ging es an die Vorbereitungen der Reise, die jedoch kaum begonnen hatten, als auch bereits allerlei Schwierigkeiten in den Weg traten. Die Gemeinde, welcher Carey bisher gedient hatte, war natürlich sehr schmerzlich berührt, ihn fort lassen zu sollen, und Thomas wie Sutcliff hatten deshalb in Leicester eine Gemeindestunde

abzuhalten. Mit Betrübnis willigte man ein, den geliebten Prediger ziehen zu lassen, und ein Mitglied des Gemeindevorstandes meinte ernst: „Wir haben gebetet, daß Gott das Evangelium zu den Heiden senden möchte, und nun sind wir es, die das erste Opfer für die Sache bringen sollen, für deren Ausführung wir betend eintraten.“ Seine Entlassung verzeichneten sie sodann im Gemeindebuche, damit es nicht vergessen werde, welche Liebe ihr Prediger zu seinen armen, verlornen Mitmenschen bewiesen habe, und sie bekennen in demselben Satze, daß, während sie mit ihm diese Liebe teilten, sie doch dadurch einen verloren hätten, den sie geliebt, wie ihr eignes Leben. Die größte Schwierigkeit erwuchs dem zur Reise Entschlossenen durch den Widerstand seiner Frau, bei welcher alle Vorstellungen und alle Bitten erfolglos blieben. Dies bereitete ihm tiefen Schmerz, weil ihm bei seinem unwandelbar festen Vornehmen kein andrer Weg offen stand, als sich fürs Leben von der Gattin zu trennen, und wir thun einen Blick in sein bekümmertes Herz, wenn wir den Brief lesen, den er nach schmerzvollem Abschiede von Ryde aus schrieb. Darin heißt es: „Wenn ich alles besäße, was die Welt mir bieten könnte, so würde ich es freudig hingeben, um Dich und die lieben Kinder dafür bei mir haben zu können; allein das Drängen in meinem Innern ist so stark, daß ich der Pflicht mich nicht entziehen kann, und daß alles andre dadurch überwogen wird. Ich könnte nicht zurückkehren, ohne meine Seele mit Schuld zu beladen. Sage meinen lieben Kindern, ich bete stets für sie und liebe sie innig. Sei auch Du meiner zärtlichsten Liebe versichert.“

Dann kam noch die große Schwierigkeit, den Missionaren die Überfahrt zu ermöglichen. Aber bevor wir darauf eingehen, sei noch berichtet, wie unsre Freunde in Leicester den Abschiedstag einrichteten: Am Vormittage wurde Gebetsstunde gehalten. Am Nachmittage predigte

Thomas über die Worte: „Jene, die einem andern (Götzen) nacheilen, werden großes Herzeleid haben.“ (Ps. 16, 4.) Am Abend aber, nachdem der Kassierer gesprochen, behandelte Andreas Fuller den Vers als Abschiedstext: „Friede sei mit euch! Wie mich mein Vater sendet, so sende ich euch!“ Von dieser ergreifenden Rede führen wir nur einige Sätze aus der Einleitung und dem Schluß hier an: „Meine lieben Brüder! Ein jeder Teil der ernsten Feier des heutigen Tages hat an und für sich etwas Besonderes, Ergreifendes; was mir jedoch davon zufällt, nämlich an euch ein warmes Abschiedswort zu richten, das ist wenigstens für meine Person das Ergreifendste am ganzen Tage. Wie bewegt dadurch aber nun mein Herz auch ist, meine Trauer und meine Sorge um euch wird dennoch weit überholt von der freudigen Hoffnung, daß euer Werk mit Segen gekrönt werden wird. Ich selbst könnte mit euch hinaus ziehen, wie ich denke, ohne eine Thräne, um für solch glorreiche Sache, wie die eure, alle Freunde, alles mir Verbundene aufzugeben.“ — „Und darum ziehet getrost, meine Teuren, ziehet eurem hohen Ziele entgegen! Wir werden uns wiedersehen! Goldene Kronen warten eurer und unsrer dort, wo jedem von uns, das hoffe ich zuversichtlich, einst das Willkommen entgegen tönen wird: «Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! Diese hier sind hungrig gewesen, und ihr habt sie gespeiset, sie waren durstig, und ihr habt sie getränkt; sie waren gefangen, und ihr habt sie besucht; gehet ein zur ewigen Freude!»“

Jetzt mußte nur noch bei der Direktion der Ostindischen Kompanie in London die Erlaubnis eingeholt werden, als Missionare nach Indien zu gehen, um solche Erlaubnis dann beim Kapitän des betreffenden Schiffes vorzeigen zu können. Aber siehe da — die Erlaubnis war nicht zu erhalten; was auch immer von einflußreichen Freunden unternommen wurde, alle Bemühungen blieben erfolglos.

Als aber alles versucht war, was möglich war, um die Behörden umzustimmen, schien es Carey und Thomas richtig, Gott mehr zu gehorchen, denn Menschen, und deshalb den Versuch zu machen, ohne Erlaubnis die Reise anzutreten. Nachdem sie durch persönliche Bekanntschaft einen Kapitän gefunden hatten, der sie für M. 5000 nach Indien mitnehmen wollte, gingen sie an Bord seines Schiffes, der „Oxford", in See. Frau Thomas mit ihren Kindern begleitete ihren Gatten, Carey hatte seinen Sohn Felix bei sich, der seinem Vater freudig gefolgt war, und frohe Zuversicht erfüllte die kleine Reisegesellschaft. Da erhob sich widriger Wind, das Schiff mußte Wochen hindurch an der Insel Wight liegen bleiben, und dort gelangte eine anonyme Nachricht an Bord, welche den Kapitän bedrohte, er habe jemand an Bord ohne Erlaubnis der Direktion, und würde angezeigt werden, falls er ihn mitnähme. So sahen sich die Missionare voll bitterster Enttäuschung und Schmerz ohne weitere Umstände eines Tages ans Ufer gesetzt. Fast wollten sie verzweifeln, schien es doch, als solle der Feind die Macht behalten, sie nicht zu dem Volke zu lassen, das im Schatten des Todes verschmachtete. Thomas kam auf den Gedanken, nun nach einem dänischen oder schwedischen Schiffe zu fragen; er erkundigte sich daher in einem Kaffeehause nach dieser Richtung, und kaum hatte er die Frage ausgesprochen, als ihm ein Kellner eine Karte in die Hand gab, worauf er die Worte las: „Dänischer Ostindienfahrer. No. 10, Cannon-Straße." Es ist schwer, den magischen Eindruck zu beschreiben, den diese Worte hervorbrachten. Die Freunde eilten zur Cannon-Straße. Es war alles so, wie die Karte besagte. Der Ostindienfahrer wurde binnen kurzem in Dover erwartet. Jedoch es war noch nicht genug der Prüfung: Das Überfahrtsgeld machte zwar nur M. 2000 für einen jeden und M. 1000 für ihre Kinder, allein das

alles zusammen überstieg nun doch wieder den Kassenbestand der so viel Geängsteten. Was machen?! Die Zeit drängte. Um neun Uhr abends fuhren Carey und Thomas kurz entschlossen nach Northampton, um zu sehen, ob sie dort das fehlende Geld erlangen könnten, wobei Carey von der Hoffnung belebt wurde, seine Frau noch einmal zu sehen, die von Leicester nach Piddington übergesiedelt war. Wirklich ward ihm diese Freude zu teil, und was er kaum zu hoffen gewagt hatte, geschah — die vorher Unbewegliche willigte jetzt unter der Bedingung ein, mit ihm zu ziehen, wenn auch ihre Schwester sich anschließen dürfte. Dies war ein freudiger Sieg, wenn nur nicht die Kostenfrage für die also vergrößerte Reisegesellschaft dadurch gar zu hoch gestiegen wäre. Also nochmals ein großer Stein im Wege! Banges Fragen; nur kleine Beträge in den Kassen williger Freunde — Briefe und bedauernde Antworten. Ach, wie viele Bollwerke der Schwierigkeit, wenn Gottes Kinder Satans Festen stürmen wollen! Jedoch der Sieg bleibt dennoch unser!

Der Kapitän ließ sich willig finden, die ganze Gesellfür nur M. 6000 mitzunehmen, und endlich, endlich, am 13. Juni 1793, segelten die Missionare dem Lande ihrer Liebe entgegen. „Unsre «Kronprinzessin Maria» segelt bei günstigem Winde," schrieb Thomas, „die Signale sind gegeben, die Kanonen abgefeuert. — Lebt wohl, ihr teuren Schwestern und Brüder! Der Gott Jakobs sei mit uns und euch, zu Wasser und zu Land, in Zeit und Ewigkeit! In warmer Liebe der Eure!"

In unsren Tagen, wo man bequem in drei Wochen von London nach Bombay fährt, ist es schwer, sich die ermüdenden Entbehrungen und Leiden einer damaligen Fahrt nach Indien vorzustellen, die fünf Monate lang währte. Nicht vor dem 9. November erreichte man Kalkutta, und harte Tage in Stürmen und Not hatten die Reisenden

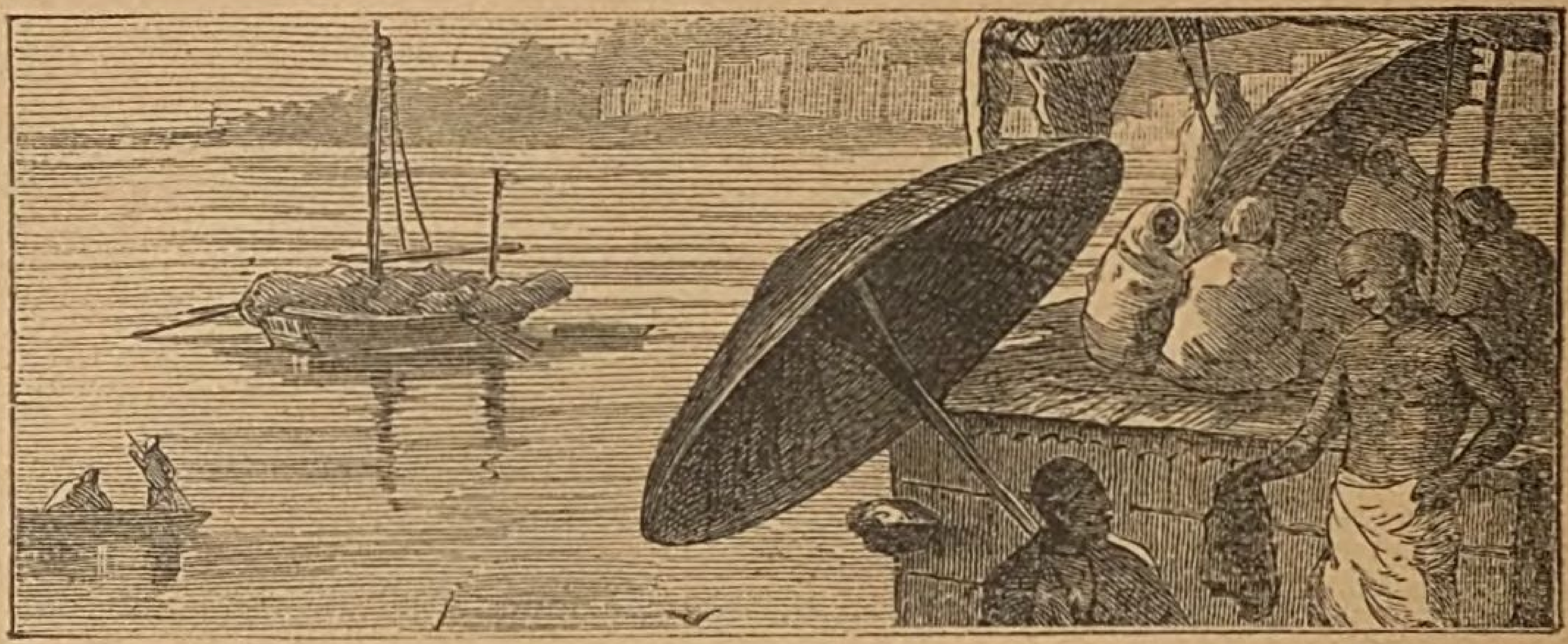
überstanden. Gar reichlich konnten sie die Wahrheit des Verses bei ihrer Überfahrt erproben: „Viel Reisen hat sein Ungemach!“ Aber Carey hatte auf der Fahrt fleißige Studien in der bengalischen Sprache gemacht, und sein Enthusiasmus für das Missionswerk flammte hoch auf, als er den ersehnten Boden von Kalkutta betrat.

Wesleys Empfindungen, als er den Vers schrieb:

„O, daß die ganze Welt es säh' und hörte,
Wie reich, wie groß des Heilands Gnade ist,
O, daß sich alle, alle in die Arme legten
Dem, der mich hob an seine treue Brust!“

waren auch seine, und als er in jenen Tagen nach England schrieb, meinte er: „Afrika ist nur wenig entfernt von England, Madagaskar nur ein wenig weiter; Süd-Amerika und all die vielen Inseln der indischen Meere, der chinesischen Gewässer, sie alle, hoffe ich, werden nicht übersehen bleiben. Auf allen Seiten das weite, weite Feld! — Ach, daß viele Arbeiter in den Weinberg des Herrn eintreten und daß die Heiden erkennen möchten, daß Jesus Christus die Wahrheit ist!“



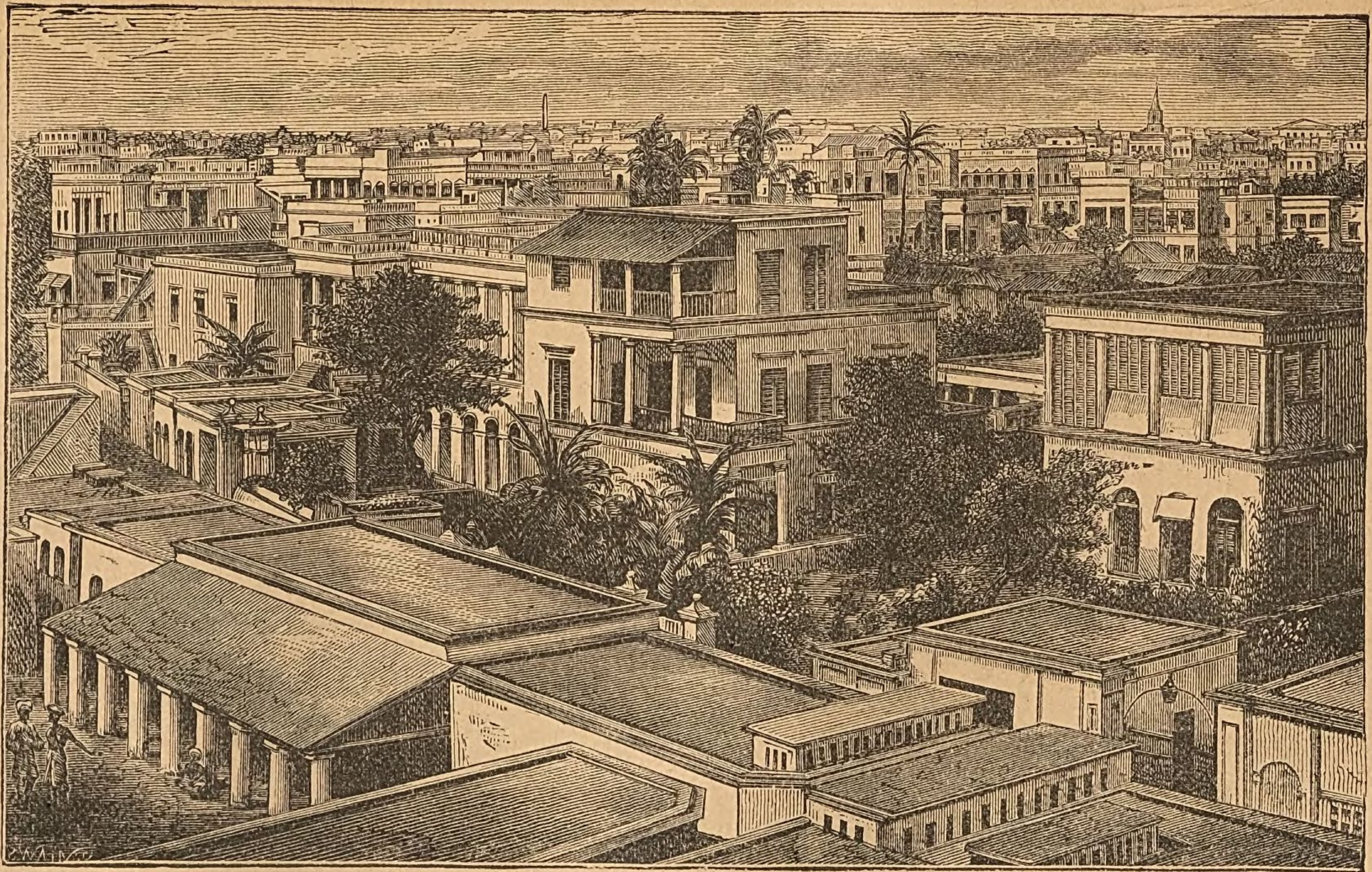


Viertes Kapitel.

Die erste Erfahrung.

Wiewohl es für Carey sehr nützlich war, an seinem Gefährten Thomas jemanden zur Seite zu haben, der das ihm noch so fremde Land schon so viel besser kannte als er, so gab es andrerseits an dem Freunde doch auch manches zu tragen. Seine leichte Erregbarkeit und sein Mangel an gesundem, nüchternem Urteil waren bei all seinen Vorzügen doch sehr fühlbare Nachteile. Daß Carey den Genossen mit aufrichtiger Liebe liebte und er die größte Achtung vor seinen trefflichen Eigenschaften hatte, das ist zweifellos, allein es ist auch ebenso gewiß, daß die junge Mission unter der Thatsache zu leiden hatte, daß Thomas schon früher bei seinem Aufenthalt in Indien in Schulden geraten war, die nun noch auf ihm hafteten, so daß mehrere europäische Christen, die sonst wohl warme Freunde der Mission geworden sein würden, sich darum nicht nur von Thomas, sondern auch von Carey fern hielten.

Als die Reisenden Kalkutta erreichten, war es zuerst notwendig, ihre mitgebrachten Waren zu Geld zu machen.



Ansicht von Kalkutta.

Die von der Gesellschaft bewilligten 3000 Mark hatten sie nämlich in England zum Einkauf allerlei Waren benutzt, welche Thomas nun in Kalkutta mit Nutzen wieder verkaufte. Zuerst schien es, als ob die Umstände ihre Niederlassung in der Stadt begünstigten. Thomas wurde geraten, seinem ärztlichen Berufe zu folgen, und Carey wurde Aussicht auf einen Posten in dem botanischen Garten der Kompanie gemacht. Das wäre wohl ganz schön gewesen, wenn nur nicht jener Posten wider Erwarten durch einen andern wäre besetzt worden. Da erwies es sich denn, daß in der Stadt der Unterhalt so hoch kam, daß man nicht da bleiben konnte. Statt dessen entschloß man sich, ein kleines Dorf unfern der Stadt als Wohnort zu wählen. Dieser Wechsel war aber wiederum kein günstiger, weil das Dörfchen durchaus keinen Raum bot, Careys große Ideen zu verwirklichen; waren die Bewohner des Dorfes doch meist nur Europäer, die sich von Kalkutta aus dorthin zurückgezogen hatten. Wie sollte Carey somit hier sein Motto zur Wahrheit werden lassen, welches lautete: „Ein Missionar muß der Gefährte, muß der Bruder des Volkes werden, zu welchem er gesandt ist!" Über Erlangung des Unterhaltes sprach er sich aber also aus: „Was den Unterhalt des Missionars betrifft, so wird es nicht so schwer sein, denselben zu erwerben, als es scheinen mag; ist es nicht möglich, so viel zu erwerben, daß es für die Erhaltung eines in europäischem Stile geführten Haushaltes hinreicht, so wird es doch immer möglich sein, das zu erwerben, was die Lebensweise der Eingebornen erfordert. Dann wird es aber meistens notwendig sein, und im allgemeinen würde ich annehmen, es sei sogar stets am besten, wenn nur verheiratete Männer hinauszögen. Zwei oder noch mehr andre Personen, nebst der Frau und den Kindern des Missionars sollten die Begleiter sein, um für den Unterhalt der ganzen kleinen Gesellschaft

zu arbeiten, und in den meisten Ländern möchte es dazu notwendig sein, ein Stück Landes zu erwerben, dessen Bebauung die Nahrung lieferte, wenn andre Unterstützung ausbliebe. Abgesehen von der Erleichterung und dem Vorteil, welchen in der kleinen Gemeinschaft jeder einzelne durch solche Einrichtung haben würde, wären auch die enormen Kosten gespart, welche sonst die Aussendung der Missionare fordert, und die Bestreitung der allerersten Bedürfnisse würde das Ganze ausmachen. Eine solch kleine Kolonie würde sich schon selber unterhalten können, und sie hätten Freiheit, Ort und Verhältnisse so zu wählen, wie es sich am geeignetsten machte. Die Frauen und selbst die Kinder müßten praktisch arbeiten, und die Begleiter müßten in Fischerei, Vogelfang, wie in allen häuslichen Dingen erfahren sein; auch wäre es gut, wenn sie dazu allerhand Gerätschaften aus der Heimat mitbrächten."

Der jetzige Aufenthaltsort unsrer Freunde bot indessen sehr wenig Gelegenheit, solche Prinzipien ins Praktische übergehen zu lassen, und schon sehr bald, nachdem sie sich dort niedergelassen hatten, sahen sie sich veranlaßt, wiederum einen andern Wohnort zu suchen. Sie machten somit noch einen kurzen Besuch in einem Ort Nuddea und sahen dann, daß sie gezwungen waren, nach Kalkutta zurückzukehren. Thomas nahm jetzt seine ärztliche Praxis wieder auf, und einer der Gläubiger desselben gestattete Carey, ein erbärmliches Gartenhaus in einem der Vororte zu bewohnen. Die Prüfungen, welche er in dieser Zeit zu erdulden hatte, waren bitter und mancherlei. Wir haben ja schon gesehen, daß ihm in seinen früheren Jahren die Armut nicht unbekannt geblieben war, allein, was er jetzt in dieser Richtung durchzumachen hatte, das überstieg doch alles Erlebte, und wir können sehr wohl die Klage seiner Worte verstehen, wenn er sagt: „Ich bin allein in einem fremden Lande, ohne christliche Freunde, mit einer

großen Familie, ohne Mittel, sie zu erhalten." Dabei erkrankten auch noch seine Frau und zwei seiner Kinder, so daß das Maß seiner Leiden voll war. Careys Mut wankte aber dennoch nicht, denn er wußte, auf wen er vertraute. „Alle meine Freunde bestehen nur in einem Einzigen", sagt er, „und ich freue mich, daß dieser Eine mir für alle genügt. Er kann mich zeitlich und ewig mit allem versehen, was ich bedarf. Die Dinge können sich noch weit besser gestalten, als ich denke, Gott weiß alles! und Gott trägt Sorge für die Mission! O, was ist es doch um die Zufriedenheit und Freude in Gott! Ich genieße Frieden in seiner Furcht, freue mich, das Werk unternommen zu haben, und mit Sehnsucht erwarte ich die Zeit, wo ich die Sprache genugsam beherrschen werde, um dem armen Volke predigen zu können."

Seit seiner Ankunft in Indien hatte Carey bei einem Ram Bosoo, einem früher durch Thomas Bekehrten, Stunde genommen, um in die Muttersprache desselben eingeführt zu werden. Leider war dieser Ram Bosoo, während Thomas sich in Europa aufgehalten hatte, ins Heidentum zurückgefallen; Carey aber hoffte ihn nun dadurch von neuem zu gewinnen, daß er ihn als Lehrmeister annahm. Die Sprachkenntnis machte denn auch ihren befriedigenden Fortschritt, und als sich ihm die Aussicht eröffnete, in Soonderbuns unter sehr günstigen Bedingungen etwas Land zu erwerben, da hielten ihn die sprachlichen Schwierigkeiten nicht mehr davon ab. Jedoch nun stand die Geldfrage wiederum als Gespenst vor dem stets Bedrängten; niemand wollte die nötige Geldsumme hergeben oder leihen, an welchen Thüren auch angeklopft wurde. Endlich beschloß Carey trotz allem den Ram Bosoo als Führer zu wählen, und die Übersiedelung mit einem Boote zu wagen, es möge kosten, was es wolle. Daß ihm aber seine Familie bei diesem Zug ins Ungewisse

nur mit großem Widerstreben folgte, das war dabei der bitterste Tropfen. Als die Betrübten nun etwa vierzig Meilen in östlicher Richtung gefahren waren, bemerkten sie ein augenscheinlich in englischem Stile aufgeführtes Haus, und da Ram Bosoo wußte, daß dasselbe von einem Engländer bewohnt wurde, so entschloß sich Carey, in demselben vorzusprechen. Mit großer Gastfreundlichkeit wurde er von dem Besitzer empfangen, der ihm alsbald sogar das Anerbieten machte, ein halbes Jahr oder länger bei ihm zu bleiben, wenn er wolle.

Dies nahm Carey nicht an, und trotz der gütigen Einladung schaffte er sich alsobald ein Stückchen Dschungel-Land an, welches er mit seinen Leuten urbar machte, um eine kleine Hütte darauf zu errichten. In der Beschreibung dieses Fleckchens Erde heißt es: „Obwohl der Boden hier ganz trefflich ist, so war der Ort doch von den früheren Bewohnern verlassen und lag verödet, wegen der Tiger und andrer Raubtiere, die die Gegend unsicher machten. Zum Glück sind dieselben vor einer Flinte bange und werden bald vertrieben sein; die Eingebornen fürchten sich daher nicht, wenn Europäer in der Nähe wohnen. Wilde Schweine, Gevögel aller Art und Rehe können wir genugsam schießen, um keine Not zu leiden, und nur das Brot haben wir durch Reis zu ersetzen. Es ist mir trotzdem aber unlieb, so viel Zeit nur in äußerer Arbeit zu vergeuden, und ich hoffe nur, sobald unser Häuschen fertig ist, wieder genug freie Zeit zu haben, um täglich mit den Eingebornen in Verbindung treten zu können und das Werk der Mission energisch zu treiben.“

In Soonderbuns sollte Carey jedoch sein Missionsleben nicht führen, vielmehr hatte Gottes Vorsehung dem Orte Malda diesen Vorzug bestimmt, welcher 200 Meilen weiter im Lande lag. Dort wohnte ein Herr Georg Udny, und dieser edle Christ hatte früher den Thomas

sehr großmütig in Indien unterstützt, bis er die Unterstützung darum zurückzog, weil Thomas zu viel unverständige Unternehmungen gemacht hatte. Als Thomas nun aber vernahm, welch schweres Leid der Familie Udny widerfahren, indem der Bruder und dessen Frau ertrunken waren, da machte er sich trotzdem auf, um den früheren Wohlthäter mit Trost und Beileid aufzusuchen, und was auch früher vorgefallen sein mochte, das alte Verhältnis wurde in echt christlicher Weise wieder hergestellt. Diese Wiedervereinigung der Freunde hatte höchst wichtige Folgen. Herr Udny war ein Indigo-Fabrikant. Er stand gerade in Begriff, zwei Faktoreien für dieses Geschäft zu errichten, wo er dann für eine jede derselben eines tüchtigen Leiters bedurfte. Was lag näher, als diese beiden Stellen Carey und Thomas anzubieten, die denn auch den Posten als eine Gabe aus des Herrn Hand annahmen. Carey fühlte sich nun wie aus dem Gefängnis befreit, und das Gehalt von 200 Rupien per Monat war für ihn ein Reichtum. Er schrieb dann auch sofort an den Sekretär seiner Gesellschaft, Herrn Fuller, daß er jetzt aus der Heimat keiner Unterstützung mehr bedürfe, und daß er nun hoffe, man werde anderswo eine weitere Mission in Angriff nehmen. Die Pflichten in der Faktorei ließen genug Zeit, um sowohl die eignen Angelegenheiten zu besorgen, als sich auch der Missionsthätigkeit zu widmen, und alle Fähigkeiten Careys konnten sich in vollem Umfange entfalten. Bald konnte er bengalisch predigen, und in der umliegenden Gegend bot sich viel Gelegenheit, den Eingebornen nahe zu kommen. Es ward eine Schule eröffnet und so eifrig an der Bibel übersetzt, daß er schon im August desselben Jahres in England sein Manuskript des ersten Buches Mose, des Evangeliums Matthäi, Markus und Johannes in Bengalisch ankündigte, samt einem Vokabelbuche und einer Grammatik.

Doch nun kam Krankheit als neue Prüfung. Das Fieber fesselte den Rastlosen mit unerbittlicher Hand und schwächte ihn so, daß Herr Udny vorschlug, Thomas und Carey möchten mit seinem eignen Fahrzeuge nach Thibet fahren, wo sie dann zugleich auskundschaften könnten, ob dort etwa noch neue Faktoreien anzulegen seien. Als er selbst wieder hergestellt war, hatte er sein Söhnchen Peter hinzugeben, über dessen Beerdigung er folgendes berichtete: „Als mein liebes Kind gestorben war, konnte ich niemanden bewegen, mir einen Sarg für dasselbe zu machen, obschon wir die Schreiner in unserm eignen Dienste hatten. Mit Mühe überredete ich vier Mohammedaner, mir ein Grab zu graben, und allein wagte auch von ihnen keiner die Arbeit zu übernehmen. Sie thaten es zusammen, damit nicht einer allein die Schmach des Unternehmens zu tragen hätte. Als aber die Frage zur Erwägung kam, wer den Kleinen zu seiner Ruhestatt tragen möchte, da schickten wir gar vergeblich umher, und erst nachdem meine Frau und ich uns schon entschlossen hatten, die schmerzliche Pflicht selbst auf uns zu nehmen, fanden sich zwei der Allerverachtetsten, die sie uns abnahmen. Am Samstag war die Beerdigung, und schon am Montag erschienen die vier Mohammedaner, um uns zu sagen, daß man sie aus der Kaste ausgestoßen wegen des uns erwiesenen Dienstes, die Arbeit entzogen und daß der Mundul oder Häuptling ihres Dorfes allen Leuten verboten hätte, mit ihnen zu essen, zu trinken oder zu rauchen.

Bis 1799 setzte Carey sein Werk in Mudnabatty fort. Um diese Zeit aber wurde durch allerlei mißliche Verhältnisse Herrn Udnys Geschäftslage sehr kritisch, daß die Fabrik in Mudnabatty nicht mehr fortgeführt werden konnte. Da schrieb Carey an Fuller: „Die Erfahrungen, welche ich hier gesammelt habe, sind gerade dazu angethan, das Interesse der Mission zu fördern, denn ich

verstehe jetzt alles, was bei der Landwirtschaft hierzulande zu wissen notwendig ist. Ich kenne die Kniffe der Eingebornen, sowie die Kunst des Haushaltens mit den geringsten Einkünften. Mein monatliches Gehalt gestattete es mir, allerlei Versuche zu machen, die ich ohne solche Hilfsmittel nie hätte wagen können. Und nun will ich Ihnen einige Vorschläge machen, die ich der Gesellschaft empfehlen möchte. Sie gehen auf die Art und Weise hinaus, welche die Brüdergemeinde anwenden, und wenn meine Methode gehandhabt würde, so könnten hier sieben Familien fast für dasselbe Geld als eine erhalten werden. Darum bitte ich die Gesellschaft denn auch dringend, ihr ganzes Streben darauf zu richten, mehr Missionare hinaus zu senden. Wir sollten hier wenigstens sieben oder acht Familien sein, die zusammen lebten, und die Frauen müßten nicht minder ernst in der Arbeit stehen als wir Männer, so daß unsre Familien die Pflegestätten der Mission wären. Dann müßten wir eine Persönlichkeit haben, die uns Schule hielt für unsre Kinder. Wir müßten alle in kleinen Strohhütten nahe zusammen wohnen und alle unsre Habe müßte Gemeingut sein. Einer oder zwei der Unsern sollten zu Verwaltern gewählt werden, die den Gesamthaushalt zu leiten hätten. Die Stunde der Mahlzeiten, der Gottesdienste, des Lernens, Predigens, der Ausflüge rc. müßte ganz ordnungsmäßig festgesetzt werden."

Dies war also Careys Plan, und derselbe wurde verwirklicht in dem später so berühmten Werke der Mission zu Sirampur.

Zunächst waren indes die Pläne daheim von etlichen der Leiter der Gesellschaft darum sehr kritisch betrachtet worden, weil man fürchtete, wenn sich die Missionare in der angegebenen Weise selbst unterhielten, so könnten sie vielleicht zu sehr von äußerer Arbeit in Anspruch genommen werden, und dem wirklichen Missionsberufe möchte darüber

etwa nur ungenügend nachgekommen werden. Darum beauftragte man denn den Sekretär der Gesellschaft, in zarter, aber entschiedener Weise die Missionare dahin zu ermahnen. Einige weitherzig angelegte Freunde teilten freilich die genannte Befürchtung nicht. Um so mehr gereicht die Resolution, welche die englischen Brüder bei den eingetretenen Verhältnissen der Entsandten zu deren gunsten faßten, zur Ehre. Ihre Erklärung lautete so: „Da unsre Brüder in uneigennütziger Weise auf die ihnen von uns bewilligte Unterstützung sobald verzichteten, wie ihnen Gelegenheit geboten wurde, sich selbst zu unterhalten, so sind wir verpflichtet, jetzt, wo die für sie günstigen Umstände unerwartet wieder andre wurden, von unsrer Seite wie früher für sie einzutreten. Und so werden wir ihnen denn das rückständige Gehalt, auf das sie freiwillig Verzicht geleistet haben, voll auszahlen."

Schon vor dieser Nachricht hatten sie auch noch einen Missionsgehilfen in der Person des Herrn Fountain entsandt, und die Freude der in Indien Aushaltenden war selbstverständlich groß.

Nachdem sich Carey gezwungen sah, Mudnabatty zu verlassen, eröffnete er in Kidderpur eine neue Fabrik auf seine eigne Hand, welches Unternehmen aber auch diesmal nur zu bald wieder ein Ende haben sollte, und in der Zeit solcher abermaligen bitteren Erfahrungen schreibt er nachstehendes in sein Tagebuch:

„24.—30. Nov. 1794. Während dieser Tage, wo ich mich bei niemandem aussprechen kann, und wo ich viele Stunden des Tages nichts thun kann, da ist meine Seele entrückt worden zu dem Herrn. Ich konnte in stetem Gebete bleiben für den Erfolg des Werkes unter den Heiden, für den Erfolg meiner Gefährten und für alle meine teuren Freunde in England, die meinem Herzen sehr nahe stehen; namentlich konnte ich aber auch für die Ge-

meinde in Leicester und für unsre Missionsgesellschaft bitten. An viele daheim mußte ich ganz im einzelnen persönlich denken, und es beschäftigte mich sehr, wie es ihnen wohl leiblich und geistig ergehen möchte. Dann hatte ich die Absicht, den Leuten hier noch recht zu predigen, doch hinderte mich das Fieber, dies Vorhaben auszuführen."

„3. Febr. 1795. Dies ist für mich in Wahrheit das Thal der Todesschatten geworden! Ach, was würde ich darum geben, wenn ich solche Freunde hier aufsuchen könnte, wie ich sie in England besaß. Wie gern würde ich ihnen mein Herz ausschütten. Allein ich bin dennoch froh, mich hier zu befinden, und Gott ist ja auch hier; Er, der nicht nur Mitleid mit uns hat, sondern der auch retten kann zum Äußersten!"

„9. Mai. An den letzten drei Sonntagen wurde meine Seele sehr getröstet durch den Anblick der großen Versammlung, in welcher außer meinen Leuten auch so viele Fremde gesehen wurden, die nur aus ganz uneigennützigen Beweggründen erscheinen. Ich sehe, gottlob! jetzt meistens an zwei- bis sechshundert Menschen dem Worte lauschen, und diese Zuhörerschaft besteht aus sehr verschiedenen Elementen. Muselmänner, Brahmanen und andre Klassen der Hindus bilden ein buntes Gemisch, was ich als ein verheißungsvolles Zeichen von Gott betrachte. Heute versuchte ich ihnen Lk. 4, 18 ausführlicher auszulegen: «Der Geist des Herrn ist bei mir, derhalben Er mich gesalbet hat, und gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen.» — Ich stellte den Versammelten den trostlosen Zustand des Unbekehrten vor Augen, wie er so arm in geistiger Hinsicht, so gebunden durch die Sünde ist, und ich schilderte die verderblichen Gewohnheiten solcher, die ihre Hoffnungen auf Götzendienst und Aberglauben stützen. Dabei bemerkte ich ferner, daß sowohl in den Sastras wie im Koran allerdings manche sehr gute Regeln und Gesetze enthalten

seien, welche man gewiß befolgen solle, daß uns jedoch beide über einen Punkt durchaus keinen Aufschluß geben können. Und dieser Punkt sei der: wie Gott uns in seiner göttlichen Gerechtigkeit die Sünde vergeben könne; und wie Gott Sünder also zu erretten vermöge, daß seine Gerechtigkeit und seine Barmherzigkeit dabei in völliger Harmonie blieben. Ich fühlte beim Reden meine eigne Seele erglühen und hoffe Gutes. Gott hat mir in letzter Zeit mehr Eifer für die Errettung der Heiden gegeben, und ich kann inbrünstiger denn sonst dafür am Throne Gottes eintreten. Dem Herrn sei Dank, daß wir endlich wieder Briefe nebst andern Sachen von unsern lieben Freunden aus England erhalten haben. Ich freue mich, daß es Zion wohl ergeht, und ich preise den Herrn für alles Gute, was ich von Leicester hörte. O, daß die Geschwister immer mehr im Glauben wachsen möchten! Wir haben Briefe von teuren Brüdern, von Fuller, Pearce, Morris und Rippon, aber warum nicht noch von andren?"

„14. Juni. Ich hoffe und harre auf Gnadenregen für uns. Wiewohl es peinlich und schwer ist, den leichtfertigen, unempfindlichen Heiden zu predigen, so fühle ich doch, daß das Verkünden des Evangeliums das Element meiner Seele ausmacht."



Fünftes Kapitel.

Aufbruch nach Sirampur.

Am rechten Ufer des Flusses Hugli, etwa fünf Meilen oberhalb Kalkutta, befand sich die kleine dänische Kolonie Sirampur, die bestimmt war, viele Jahre hindurch die Heimat unsrer Missionare zu werden. Im Jahre 1755, zwei Jahre zuvor, ehe durch die entscheidende Schlacht bei Plassey die britische Herrschaft in Indien begründet worden war, hatten dänische Händler dort eine Faktorei angelegt, welche sehr bald an Umfang und Einfluß wuchs. Im Jahre 1799 standen die Geschäfte hier in ihrer höchsten Blüte, und die Behörden daselbst boten sich den Missionaren zu Schutz und Handleistung freundlich an, so daß es hier am Platze ist, die Umstände anzugeben, welche zu der Vereinigung Sirampurs mit dem großen Missionswerk führten. Die Nachrichten, welche aus Indien zu den Brüdern nach England gelangten, die versprochen hatten, dort das Seil zu halten, waren sehr ermutigend und belebten das Interesse aufs höchste. Andreas Fuller und seine Genossen waren außerordentlich eifrig,

und es gelang ihren Bemühungen, nicht weniger als vier Missionare den Vorausgegangenen nachzuschicken. Diese hießen Grand, Brunsden, Marshman und Ward. Die Feindseligkeit der Ostindischen Kompanie allen Niederlassungen von Missionaren in Indien gegenüber, war inzwischen so ausgeprägt geworden, daß man es für nutzlos hielt, die Direktoren um eine dahin gehende Genehmigung anzugehen. Aber ebenso wie Gott bei Careys Abreise alles so wunderbar geordnet und gefügt hatte, so that Er dies auch jetzt wieder. Ein amerikanisches Schiff, der „Criterion", dessen Kapitän ein lieber, gläubiger Mann, ein Presbyterianer, war, stand im Begriff, nach Kalkutta zu segeln, und der treffliche Mann fand sich nicht nur bereit, die acht Missionare mitzunehmen, sondern er sah es auch für eine Ehre an, eine solche Gesellschaft auf seinem Schiffe haben zu dürfen.

Einem guten Rat zufolge stiegen sie bei ihrer Ankunft nicht in Kalkutta ab, sondern gingen gleich weiter nach der dänischen Kolonie, deren Gouverneur, Oberst Bie, auch zum Glück ein gläubiger Christ, bei dem treuen Schwarz seinen religiösen Unterricht genossen hatte. Diesem zeigten die Missionare einen Empfehlungsbrief, welchen sie vor ihrer Abreise aus London von dem dortigen dänischen Konsul erhalten hatten, und so bewillkommnete sie der Gouverneur denn auf das freundlichste und versprach ihnen seinen Schutz.

Indessen sollte es mit ihrer Ankunft doch nicht ganz ohne Schwierigkeit abgehen. Da der General-Gouverneur, Lord Wellesley, von ihrer Ankunft benachrichtigt worden war, so wurde auch eine amtliche Nachfrage nötig, und ein merkwürdiges Mißverständnis ließ dies besonders dringend erscheinen. Ein Zeitungsschreiber hatte nämlich in bezug auf die Missionare irrtümlich anstatt Baptist, „Papist" in seinen Blättern geschrieben, und so hieß es denn, vier

papistische Missionare wären angekommen, weshalb man glaubte, diese Neuangekommenen würden sich als französische Spione entpuppen. Genauere Erkundigungen beruhigten indessen schnell den Lord Wellesley, und er sah in den vier harmlosen Protestanten Leute vor sich, welche er ohne Bedenken konnte gewähren lassen.

Carey hatte gewünscht, daß die Ankömmlinge nach Kidderpur kommen sollten, allein dies sollte nicht sein. Wiewohl gegen ihre Ansiedelung in Sirampur die Kompanie nichts zu sagen hatte, so verweigerte sie doch die Erlaubnis zur Ansiedelung in Kidderpur, da dies britisches Gebiet war. Carey selbst galt dort nur als einfacher Indigo-Fabrikant und Fountain als sein Gehilfe. Ein Herr David Brown, Prediger der militärischen Waisen-Anstalt, wandte zwar seinen ganzen Einfluß an, allein es blieb bei dem Verbot, und so erklärte sich der Oberst Bie denn bereit, den Missionaren einen beständigen Wohnsitz in Sirampur zu gewähren. Dabei gab er den Wunsch zu erkennen, das ganze Missionswerk möchte in der dänischen Kolonie seinen Sitz nehmen, und er entsandte auf seine Kosten den Missionar Ward nach Kidderpur, damit derselbe mit Carey die Sache beraten könne. In Gesellschaft des Missionars Fountain, der sich inzwischen in Kalkutta verheiratet hatte, reiste dann Ward nach Mudnabatty, um seinen Auftrag zu erledigen. Er schreibt über diese Reise: „Am Tage des Herrn, den 1. Dezember, verließen wir das Fahrzeug und wanderten 1½ Meilen, um Bruder Carey zu erreichen. Ich fühlte mich wunderbar bewegt, als ich mich dem Hause näherte, in welchem ich nach einer so langen und gefahrvollen Reise mit dem Bruder zusammentreffen sollte, den ich so oft im Geiste besucht. Welch eine interessante Lage! Der Anblick des Hauses vermehrte meine innere Bewegung, und nachdem mich zuerst ein andrer Freund begrüßt hatte, stand ich endlich

vor dem merkwürdigen Manne. Er ist wenig verändert, sieht wohler aus, als er in England that, und gottlob! er ist noch ein junger Mann. Er lebt in einem großen Ziegelhause, zwei Stockwerke hoch, mit Thüren aus Matten und venezianischen Fenstern, in dem Dörfchen Mudnabatty, ca. sieben Meilen weit von Europäern entfernt. Als wir ankamen, hatte gerade der Morgengottesdienst begonnen, in welchem ein Text in Bengalisch erklärt wurde, und der dann mit Gebet schloß."

Am andern Tage fanden die Beratungen wegen des vorgeschlagenen Umzuges statt, und Carey gewann die volle Überzeugung, daß es nur zur Förderung der Sache dienen könne, wenn die Mission in Sirampur ihren Sitz erhalte. So ging es denn wieder einmal fort. Vorher wurden indessen noch einige Abschiedsbesuche in der Nachbarschaft gemacht. Bei dieser Gelegenheit gelangte man auch zu den Rajmahalhügeln, wo eine ganz besondere Menschenklasse wohnt, welche, wie viele glauben, die Ureinwohner des Landes sein soll. „Dies Volk," schreibt Ward, „hat keine Kasten, keine Priester und keine öffentliche Religion. Wir besuchten zwei Dörfer in den Hügeln, und Bruder Carey war im stande, mit den Leuten in ihrer Hindostani-Sprache zu verkehren. Sie leben hauptsächlich von indischem Korn und von der Jagd, weshalb sie ihre Bogen und ihre Pfeile immer bei sich tragen. Ein Europäer scheint bei ihnen sehr gern gesehen zu werden, und sie hörten uns eifrig zu, so daß ich ein heißes Verlangen habe, diesen armen Heiden die frohe Botschaft verkündigen zu können. Ich bin überzeugt, daß Gottes Liebe, wie sie sich in seinem Sohne offenbart, die Herzen dieser Leute bald schmelzen würde."

Am 10. Januar 1800 erreichte Carey mit seinen vier Kindern und mit seiner Frau, die sich in einem sehr bedenklichen Gesundheitszustand befand, Sirampur, wo er

von dem Gouverneur sehr herzlich empfangen wurde. Indessen sah es mit dem Unterkommen hier noch schlecht genug aus. Es waren schon allerlei Versuche gemacht, ein brauchbares Heim zu erhalten, aber immer noch vergebens, und so ging man mit dem Gedanken um, sechs Mattenhäuser, von denen jedes drei oder vier Stuben haben sollte, eine Schule, einen Saal für den Gottesdienst und ein Haus für die Druckerei zu bauen. Es zeigte sich aber, daß der Platz, auf welchem diese Häuser entstehen sollten, gar nicht dem Zwecke entsprach, und so entschloß man sich denn endlich, im Mittelpunkte der Stadt ein großes Haus zu kaufen. Wir lassen wiederum Missionar Ward das Nähere erzählen: „Wir hofften ein Grundstück kaufen zu können, auf welchem unsre Mattenhäuschen stehen sollten, allein wir konnten keinen geeigneten Platz erlangen, und so haben wir denn von dem Neffen unsres Gouverneurs unser großes Haus erstanden, welches uns 6000 Rupien kostet, was ungefähr so viel macht wie 12000 Mark. Die Miete, die wir sonst hätten bezahlen müssen, würde in vier Jahren dasselbe ausgemacht haben. Wir haben jetzt eine geräumige Veranda und Diele und zwei Zimmer an jeder Seite. Vorn hinaus sind zwei besondere Zimmer, und an einer Seite befindet sich das Vorratshaus, welches für sich abgetrennt ist, das unsre Druckerei werden soll. Das Haus steht am Ufer des Flusses auf einem ziemlich großen eingezäunten Grundstück, mit einem Garten an dem einen Ende, in dessen Mitte sich ein schöner Teich befindet. Der Preis war allerdings für uns keine Kleinigkeit, allein es blieb uns keine Wahl, und jedenfalls haben wir jetzt die Aussicht, uns hier bequem einrichten zu können. Für unsre Schule ist die Nähe von Kalkutta von größter Wichtigkeit, wie nicht minder für unsre Presse und für unsern Verkehr nach England hin."

Noch während Careys Aufenthalt in Mudnabatty

war es ihm gelungen, eine gute Druckerpresse zu erlangen, welche er in der Zeitung angekündigt fand, und dieses unschätzbare Werkzeug wurde nun in dem neuen Hause untergebracht, um dort später dem Missionswerk überaus wichtige Dienste zu leisten. Als man eingezogen war, wurde ein besonderer Tag des Dankes festlich begangen, und man verfaßte eine Dankesadresse an den treuen Freund, den Gouverneur, dem dann auch eine an Se. Majestät Friedrich VI. von Dänemark folgte. Hierauf erfolgte seiner Zeit eine sehr gnädige Antwort, in welcher der König seine Freude darüber aussprach, daß sich die Mission auf seinem Territorium angesiedelt habe, und in welcher er dieselbe seines besonderen Schutzes versicherte.

Bei alle diesen günstigen Wendungen ward den Brüdern, und namentlich Carey, jedoch von neuem eine schmerzliche Prüfung zu teil, indem zwei seiner neuen Freunde, Grant und Brunsden, ihm durch den Tod genommen wurden. Auch Fountain folgte denselben in nicht gar langer Zeit, und so lag das Werk auf den Schultern der drei Männer: Carey, Ward und Marshman. Ward war schon früher mit Carey bekannt geworden. Kurz vor seiner Abreise nach Indien hatte Carey zu Ward, der in einer großen Druckerei arbeitete, mit prophetischem Ernst gesagt: „Wenn uns der Herr segnet, so werden wir bald jemanden gebrauchen, der uns behilflich ist, die Heilige Schrift zu drucken; und ich hoffe, Sie werden dann zu uns kommen?" Wer könnte es sagen, wieviel diese Worte zur Gestaltung der späteren Laufbahn Wards beigetragen haben mögen!? „Wirf dein Wort nur hinaus in das ewig lebende, ewig wirkende Weltall", sagt Carlyle, „es ist ein Samenkorn, welches nicht sterben kann."

Nachdem sich Ward nach jener Begegnung noch gründlich in jedem Zweige der Druckerkunst vervollkommnet hatte, übernahm er die Redaktion des seinem Prinzipal

gehörenden „Derby-Merkur“, welches Blatt unter seiner Leitung eine weite Verbreitung fand. Später verließ er diesen Posten, um als Redakteur einer Huller Zeitung thätig zu sein. Während er dieses Blatt herausgab, wurde er von einem Herrn Clarkson besucht, der ihn für die Interessen der Antisklaverei gewinnen wollte. Es bedurfte dazu nicht vieler Überredung, und so entschieden vertrat er hinfort diese große Sache, daß sein Blatt sehr vielen dadurch unliebsam wurde. Im Jahre 1797 gab Ward alle äußeren Vorteile hin, um sich ganz in den Dienst seines Heilandes zu stellen und ward noch Student in Elwood Hall, dem Wohnort des Predigers Dr. Fawcett. „Das Gewissen drängt mich in den neuen Lebensberuf“, sagt er, „und ich fühle mich genötigt, allen Schwierigkeiten und Vorurteilen die Stirn zu bieten, den Spott der Pharisäer, die Verachtung der Elenden, den Hohn der Gelehrten, der Lauen, der Halben zu tragen, um vielleicht mit 600 Mark jährlichem Gehalt mich zu begnügen und mit Thränen und Zittern das Amt eines Warners zu übernehmen, auf daß ich nicht selbst verwerflich erfunden werde.“

Da man wohl wußte, wie sehnsüchtig Carey nach Helfern ausschaute, so sah sich Dr. Fawcett, der dem Missionskomitee angehörte, prüfend unter seinen Studenten nach solchen um, die sich für die Aussendung eignen möchten, und William Ward erschien ihm von allen der am meisten Geeignete. Er teilte demselben seine Gedanken mit, und nach vielen ernsten Besprechungen und Überlegungen war die Sache endgültig geordnet.

„Erinnern Sie sich noch eines jungen Druckers“, schrieb Ward sodann an Carey, „der an einem Sonntag mit Ihnen aus Rippons Kapelle kam, und mit dem Sie über Ihre damals bevorstehende indische Reise redeten? Dieser junge Mann steht jetzt im Begriff, zu Ihnen zu kommen, und er ist der Schreiber dieses Briefes. Am

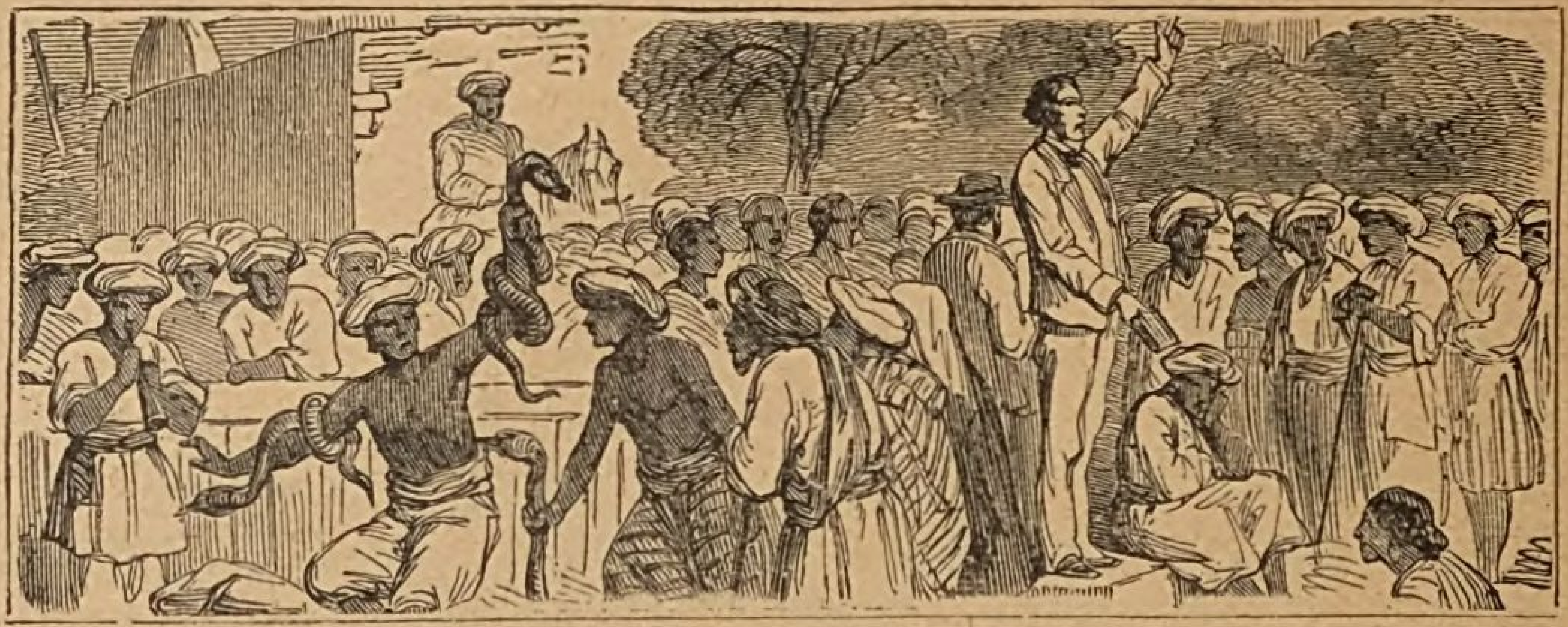
16. Oktober 1798 wurde ich eingesegnet. Das war eine herrliche Feier, in welcher die Reden so zündeten, daß sich leicht ein ganzes Schiff voll Missionare gefunden haben möchte. Im Frühling hoffe ich zu kommen, und mein Herz ist erfüllt mit dem einen Gedanken, mit Ihnen zu leben, mit Ihnen zu sterben. Ich glaube fest, daß mich Ihre Gebete über den Ozean geleiten werden, um mich dann Ihrer Gegenwart freuen zu dürfen. Und ich vertraue dem Herrn, daß Er mich treu bis in den Tod sein läßt, auf daß ich Geduld, Ausdauer, Kraft, Eifer und Gottesfurcht genug habe, um mich in dem großen Werke tüchtig zu erweisen."

Der Dritte im Bunde war Josua Marshman, Sohn eines Diakons der Baptistengemeinde zu Westbury Leigh. So wenig Gelegenheit dort auch den Kindern zum Lernen geboten wurde, so hatte der Knabe doch schon frühe mit Eifer seine Lesestudien zu machen gewußt. Als er zwölf Jahre zählte, hatte er nicht weniger als hundert Quartbände gediegener Werke von wissenschaftlichem Werte gelesen. Mit seinem 15. Jahre verließ Josua seinen kleinen Heimatsort, um in der Metropole als Gehilfe in einem Buchladen einzutreten. Nach dreitägiger Postfahrt erreichte er London; doch sagte die dortige Stellung ihm wenig zu. Seine äußeren Pflichten waren hart und drückend. Als er eines Tages mit einem großen Bücherbündel, welches für den Herzog Grafton bestimmt war, durch die Straßen schritt, überkam ihn plötzlich große Traurigkeit, und dies schmerzliche Empfinden war wohl durch den Anblick von West-Minster-Hall in ihm hervorgerufen. In dem Gedanken, fortan sein Leben nur in Schlepperei wie heute verbringen zu müssen, legte er sein Bündel nieder und setzte sich schluchzend darauf. Aber als er sich umsah und die Gedenktafeln und Denkmäler der großen Männer erblickte, faßte er neuen Mut, und mit redlicher Selbstbeherrschung nahm er seine Last von neuem

auf sich. Jedoch blieb er nicht mehr lange in der Buchhandlung, und es scheint, er hat dann seinem Vater am Webstuhl geholfen, während welcher Zeit sein Charakter in den heimischen, religiösen Umgebungen christliche Festigkeit erlangte, so daß er auch begann, in den Versammlungen zu reden. Dann verheiratete er sich 1791 mit Hanna Shepherd, die ganz zu ihm paßte, und durch deren Wahl später den Missionaren in Sirampur viel Vorteil erwuchs. Drei Jahre nach seiner Heirat übernahm er eine Schule in Bristol, wo er dann mit Dr. Ryland bekannt wurde und, soweit seine Schulpflichten es erlaubten, konnte er Vorlesungen in der Akademie beiwohnen. Er studierte fleißig weiter, bis ihn die Lektüre der Missionsschriften auf den Gedanken brachte, sich selbst der Mission zu weihen. Dr Ryland bestärkte ihn sehr in diesem Gedanken, und bald darauf wurde er auch von dem Komitee der Gesellschaft angenommen.

Das war die Vorgeschichte der beiden Männer, Ward und Marshman, welche nun so eng mit Carey verbunden werden sollten. Es mag noch erwähnt werden, daß Marshman später der Schwiegervater des General Havelock wurde, den man in politischer Beziehung oft den „Erlöser Indiens" genannt hat.





Sechstes Kapitel.

Das Leben in Sirampur.

Aus dem vorigen Kapitel werden wir ersehen haben, daß sich die Verhältnisse ganz anders gestalteten, als es in den Missionsideen Careys lag; aber er hielt doch unentwegt an denselben fest, ob sich auch die Ausführung nicht so machen ließ, wie er es wünschte. Anstatt daß die Missionare eine kleine Kolonie von sechs Hütten errichteten, wie er dies gedacht hatte, war nun ein großes Haus inmitten der Stadt bezogen, so daß sie etwas erhalten hatten, was sie niemals zu träumen gewagt. Doch obwohl sie jetzt das große Haus bewohnten, in welchem sie weit behaglicher und angesehener leben konnten denn jemals zuvor, so richteten sie ihre ganze Lebensweise doch trotzdem so einfach und schlicht ein, daß dies ihren ursprünglichen Ideen ganz entsprach. Sie mit ihren Familien bildeten eine christliche Brüderschaft, sie waren ein Herz und eine Seele, so daß keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären. Zu dieser Einrichtung ihrer Genossenschaft waren sie sowohl durch die Berichte des Neuen Testamentes, als durch das praktische Vorbild der Niederlassungen der Brüder-

gemeinde gekommen. Wirklich herzerfreulich war die Uneigennützigkeit, die Freundlichkeit und die gegenseitige Wertschätzung der Geschwister. Aufrichtige, geheiligte Liebe und Herzlichkeit charakterisierte das Haus in Sirampur, und in Wards Tagebuch liest man nachstehenden Bericht über dasselbe:

„18. Jan. 1800. In dieser Woche haben wir einige Regeln für die Ordnung in unsrer Familie aufgestellt. Wir alle predigen und beten abwechselnd; erst besorgt der eine alle Familien-Angelegenheiten während eines Monats, und dann der andre. Bruder Carey ist Schatzmeister und verwaltet den Medizinschrank. Bruder Fountain ist Bibliothekar. Samstags-Abends werden alle etwa vorgekommenen Differenzen wieder ausgeglichen, und wir befestigen unsre gegenseitige Liebe. Einer unsrer Haupt-Grundsätze ist der, daß keiner ein Geschäft für sich anfangen darf, sondern daß alles, was erworben wird, der Mission zu gute kommt."

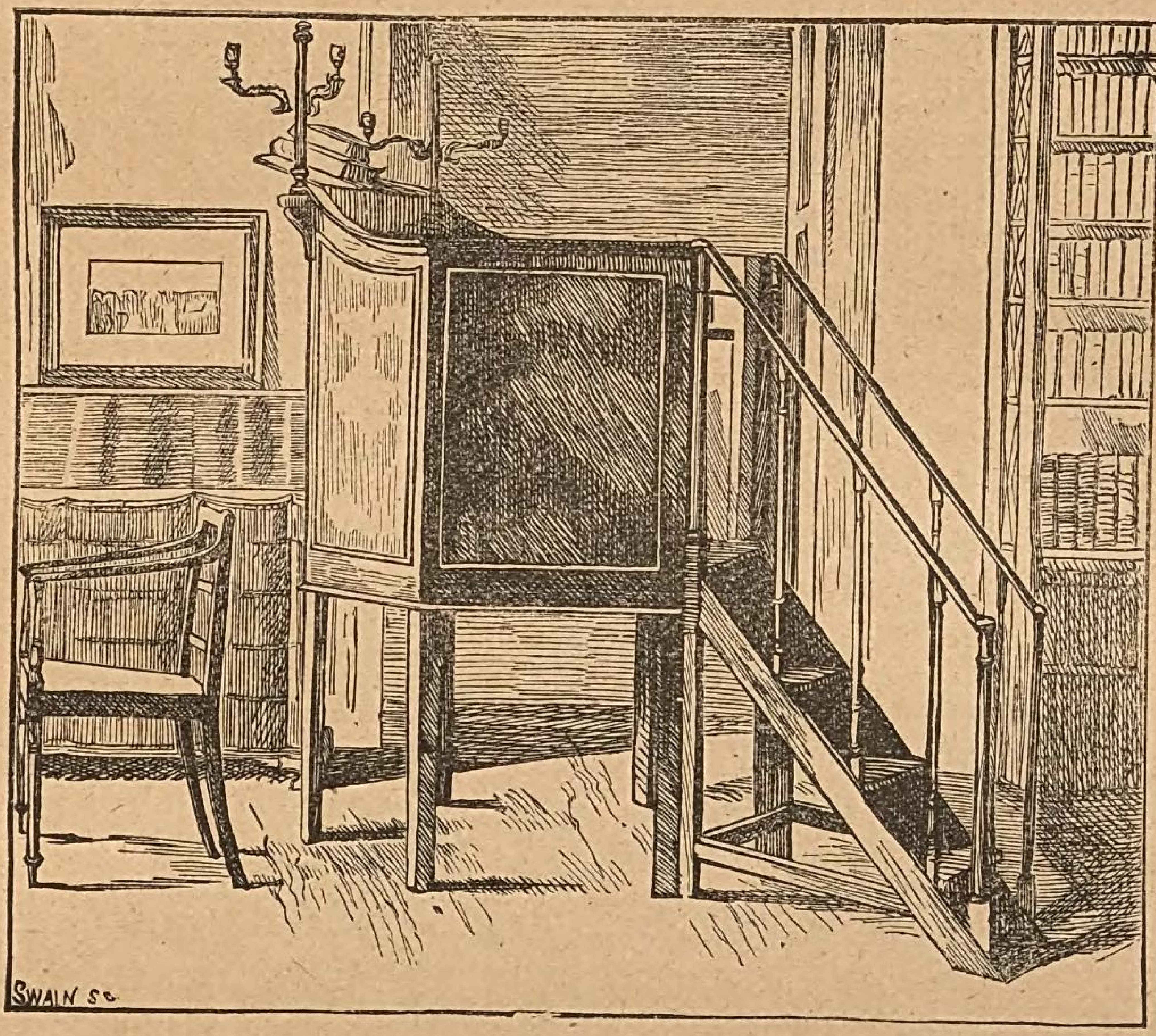
Nach siebenmonatlicher Durchführung dieser Regeln sah man schon, wie segensreich dieselben gewirkt hatten. Der Bericht über den Fortgang des Haushaltes heißt so: „Um sechs Uhr stehen wir alle auf, Bruder Carey geht in seinen Garten, Bruder Marshman beginnt um sieben die Schule, während sich Bruder Brunsden mit mir und Felix in die Druckerei begibt. Um acht Uhr gibt die Glocke das Zeichen zur Familien-Andacht, zu welcher wir uns auf der Diele versammeln, und wobei gesungen, gelesen und gebetet wird. Dann ist Frühstück. Nachher beginnt Bruder Carey an seiner Übersetzung zu arbeiten, oder liest Korrekturbogen. Nachdem uns der Setzer verlassen hat, besorgen wir die Arbeiten in der Druckerei alle selbst; und wir drucken in der Woche wohl 2000 Bogen. Dabei haben wir aber fünf Drucker, sowie einen Mann, der das Falzen besorgt und einen Buchbinder. Um zwölf Uhr

nehmen wir ein Frühstück ein, dann baden die meisten von uns, lesen oder erholen sich sonst noch etwas vor dem Mittagessen, welches wir um drei Uhr einnehmen. Nach dem Essen behandeln wir irgend einen Text in freier Aussprache, was wir sehr förderlich finden, und Bruder und Schwester Marshman halten ihre Schule bis nach zwei Uhr. Wenn es die Geschäfte erlauben, so übe ich mich am Nachmittage dadurch, daß ich Bengalisch lese und mit einem Brahmanen rede. Um sieben Uhr trinken wir Thee und essen noch ein weniges zu Abend. Zweimal in der Woche halten wir eine bengalische Predigt, und am Donnerstag haben wir eine Stunde, in welcher wir unsre Erfahrungen austauschen; Samstag gleich nach Tisch ordnen wir noch etwa Vorliegendes und besorgen die noch nötigen Geschäfte. Felix macht sich bei allem sehr nützlich, und Wilhelm geht zur Schule und lernt das Buchbinden. Am zweiten Montag des Monats vereinigen wir uns regelmäßig, um gemeinsam für die Bekehrung der Bengalen zu beten, und des Abends steigen unsre Gebete für die allgemeine Ausbreitung des Evangeliums empor."

Um diesem schönen Bericht noch etwas hinzuzufügen, geben wir eine Stelle aus einem Briefe wieder, der in jener Zeit an die Gesellschaft in der Heimat gerichtet wurde: „Wir preisen Gott, daß wir als eine Familie seine Güte gemeinschaftlich erfahren dürfen, und daß wir es seiner Gnade zutrauen können, Er werde den Geist der Einigkeit und der brüderlichen Liebe noch immer mehr unter uns wachsen lassen. Wir glauben, es wohl sagen zu dürfen, daß wir eines Geistes sind, und daß unser Streben darin besteht, in dieser Gemeinschaft einzig und allein für die Förderung des Reiches Gottes einzutreten, damit auch die Heiden das Wort der Wahrheit annehmen."

Fünf Jahre später wurde auf Grund dieser hier so bewährten Regeln ein förmliches Gelübde entworfen, das

bei den größeren Zusammenkünften, welche dreimal im Jahr auf jeder Missionsstation stattfanden, öffentlich vorgelesen werden sollte. Diese Versammlungen wurden immer an einem Sonntage im Januar, Mai und Oktober gehalten. Wohl dürfen wir fragen, ob jemals Berichte oder Statuten



Dr. Careys Kanzel in Sirampur.

verlesen worden sind, die eine schönere christliche Brüderlichkeit, eine idealere und höhere Freundschaft, eine herzlichere Demut oder einen kindlicheren Glauben offenbart hätten? Jenes Dokument der Sirampurer Brüderschaft ist zu umfangreich, als daß wir es in unserm Bändchen alles berichten könnten, so gern wir dies auch thäten. Wir wollen nur noch einige Punkte, die besonders charakteristisch

sind, hier aufzeichnen, und zwar sind dies ein paar Sätze aus dem einen oder dem andern von den elf Paragraphen, die Carey und seine Genossen gelobt hatten.

„Der, welcher zu stolz ist, sich zu andern herabzulassen, um sie zu sich empor zu ziehen, obwohl er wissen mag, daß sie in vielen Punkten weit unter ihm stehen, der ist unfähig für den Missionsdienst."

„Wenn wir den Heiden predigen, so haben wir uns das Beispiel des Paulus vorzuhalten, damit wir Christum, den Gekreuzigten, zum Gegenstand unsrer Predigt machen. Ein Missionar möchte leicht viele Jahre hindurch den Heiden allerlei Wahrheiten predigen können, ohne dabei gegründete Hoffnung auf Erfolg zu haben. Darum muß es stets das Hauptstreben bleiben in der Predigt, nur das Verdienst Jesu Christi zu verhandeln, wie Er durch seinen Tod und allgenugsames Opfer die Erlösung vollbracht hat. Diese Hauptpunkte sind es stets gewesen, welche das Leben der Gemeinde immer wieder erneuerten und nährten. O, daß diese herrlichen Wahrheiten nur immer die größte Freude und Stärkung unsrer eignen Seele ausmachten! Dann würden wir auch zu andern gut darüber sprechen können!"

„Es ist durchaus nötig, daß die Eingebornen volles Zutrauen zu uns gewinnen, so daß sie sich in unsrer Gesellschaft ganz zu Hause fühlen. Um aber dieses Vertrauen zu gewinnen, müssen wir stets bereit sein, ihre Klagen anzuhören. Dabei müssen wir ihnen den freundlichsten Rat erteilen, und was sie uns zur Entscheidung vortragen, das müssen wir in offener, ehrlicher und unparteiischer Weise mit ihnen verhandeln. Wir sollten uns ihnen stets zugänglich erzeigen, und gern bereit sein, uns zu ihnen herabzulassen, so daß sie bei allen Gelegenheiten fühlen, wir betrachten sie als unsersgleichen. Jede Erregung und jede Leidenschaftlichkeit würde uns sicher in

ihrer Achtung herabsetzen, darum müssen wir uns stets bemühen, alles Hochfahrende, Unfreundliche, Absprechende vorsichtig zu vermeiden. Niemals können wir zu große Opfer bringen, wenn es sich um die Rettung unsterblicher Seelen handelt, und es gibt keine andre Grenze für uns, und keine andre Vorschrift, als die, welche wir in den Befehlen Jesu Christi finden."

„Die Fehler unsrer eingebornen Brüder zu tragen und sie in Liebe bei richtiger Gelegenheit und vorsichtiger Aussprache zurecht zu bringen, ist eine sehr notwendige Pflicht. Denn wir haben sehr wohl zu bedenken, in welcher argen Finsternis sie bis vor kurzem gelebt haben, und daß sie bis dahin noch niemals eine richtige Idee von der Sünde und ihren Folgen gehabt haben. Auch sollten wir uns daran erinnern, wie schwer es der menschlichen Natur wird, geistliche Eindrücke in sich aufzunehmen, und sich daran zu gewöhnen, das Heilige in Gedanken und Worten zu behandeln. . . ."

„Ein andrer Teil unsrer Arbeit besteht darin, unsre eingebornen Brüder zu nützlichen Menschen heran zu bilden, so daß alle ihre Gaben und Fähigkeiten zur richtigen Anwendung gelangen. Wir können in dieser Beziehung gar nicht eifrig genug auf sie einwirken. Denn nur mit Hilfe eingeborner Prediger wird es gelingen, das ganze weite Land mit dem Schall des Evangeliums zu erfüllen. . . ."

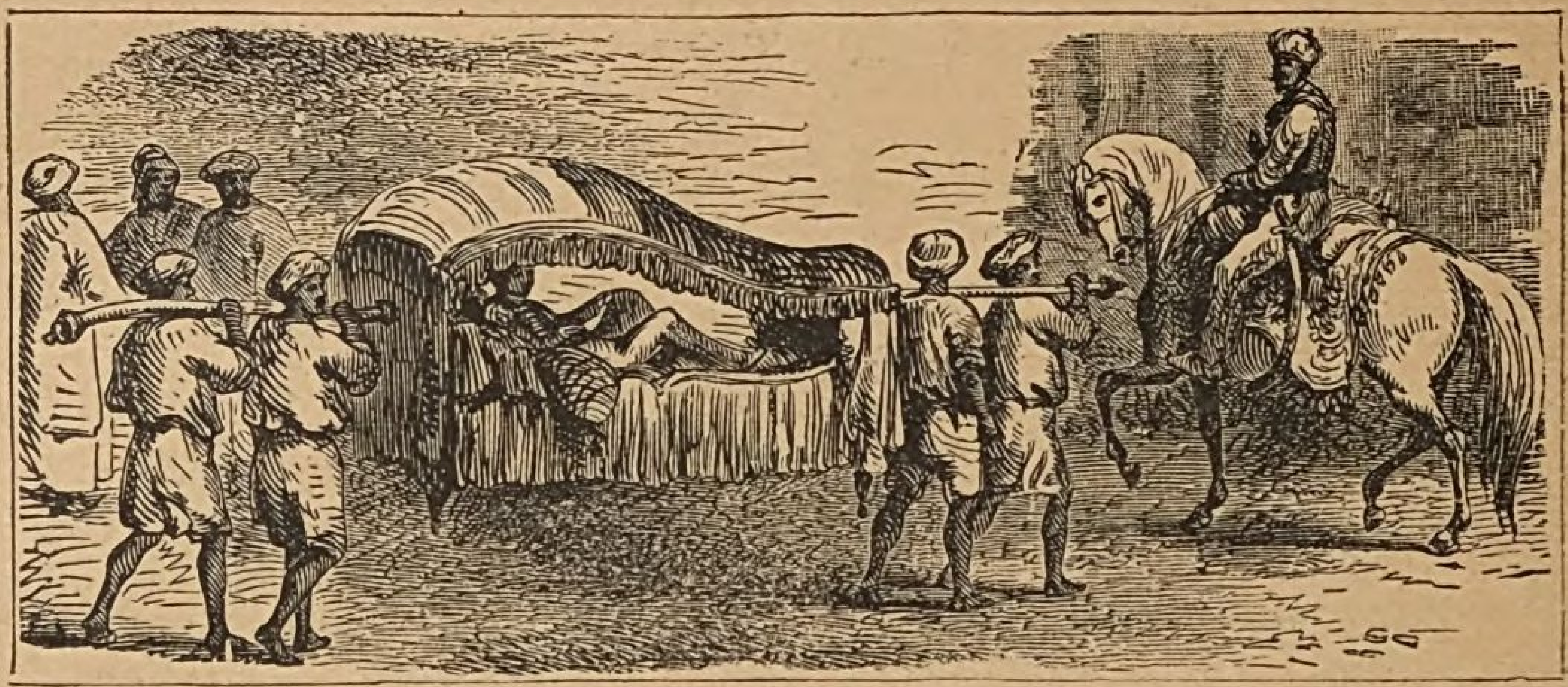
„Es liegt uns auch ob, mit aller Macht und Ausdauer an der Übersetzung der Heiligen Schrift zu arbeiten. Gottes Hilfe haben wir bei diesem Werke schon so gnädig erfahren dürfen, daß wir dadurch um so mehr zum weiteren Vorwärtsarbeiten gedrungen werden. Soweit uns Gott die Fähigkeit gegeben hat, die nötigen Sprachen lernen zu können, soweit sind wir auch heilig verpflichtet, uns mit unermüdlichem Fleiße dieselben anzueignen."

„Sodann ist es auch durchaus nötig, freie Schulen für die Eingebornen zu gründen. Um den Sieg des Evangeliums herbeizuführen, können sie nicht entbehrt werden, und diesen lieblichen Zweig am Werke der Mission dürfen wir durchaus nicht gering achten. . . ."

„Das, was uns für die Arbeiten unsres unaussprechlich wichtigen Berufes allein fähig macht, ist das stete Gebet und die Pflege persönlicher Religion. Lasset uns immer im Gedächtnis haben das Beispiel solcher, die besonders groß vor dem Herrn dagestanden haben. Lasset uns oft das Leben solcher Leute betrachten, wie z. B. eines Brainard in den Wäldern Amerikas, wie er vor Gott sein Herz ausschüttet, um für die ins Verderben stürzenden Heiden zu flehen, ohne deren Rettung er nicht glücklich sein kann. Das Gebet, das innere, heiße, glaubensvolle Gebet, macht die Wurzel aller persönlichen Gottseligkeit aus. Eine gründliche Kenntnis der Landessprache, ein sanftes, gewinnendes Wesen sind sodann für den Missionar ganz unerläßlich, wobei es sich von selbst versteht, daß sein Herz in vollster Hingebung an dem Herrn zu hängen hat. Und so hätten wir dann die Ausrüstung, welche besser ist, als alles Wissen, und welche uns mehr denn alle andren Gaben geschickt machen wird, in Gottes Hand das Werkzeug zu werden, mit welchem Er seine große Sache der Erlösung ausführen wird. So lasset uns dann auch zu bestimmten Zeiten uns immer wieder im Gebet vereinigen, wie weit wir auch äußerlich voneinander entfernt sein mögen, und laßt uns untereinander ermahnen, brünstig im Geiste zu sein und mit Gott zu ringen, bis Er alle Götzen vertilgt hat, und bis die Heiden es erfahren haben, welches Heil in Christo Jesu zu finden ist. . . ."

„Zuletzt lasset uns uns selbst dem herrlichen Werke ganz zum Opfer bringen. Lasset uns niemals denken, daß unsre Zeit, unsre Gaben, unsre Kräfte, unsre Familien,

oder auch die Kleider, die wir tragen, uns selbst gehörten, sondern lasset uns alles dem Herrn und seiner Sache heiligen. O, daß Er uns ganz seinem Werke weihte! Laßt uns ganz und gar den Gedanken aufgeben, auch nur einen Heller für uns selbst oder für unsre Kinder ersparen zu wollen. Wenn wir den Beschluß aufgeben, welcher sich auf die persönlichen Geschäfte des einzelnen bezieht, und den wir faßten, als wir uns in Sirampur ansiedelten, so können wir im selben Augenblick unsre Mission als verloren betrachten. Denn der Geist dieser Welt bringt Streit, mit allem andren Übel, und dem Unheil ist Thor und Thür geöffnet, sobald jeder Bruder auf seine eigne Rechnung Geschäfte machen kann.... Wenn Gott uns die Gnade verleiht, Ihn mit unserm Geiste und unserm Leibe zu preisen, welche sein Eigentum sind, so wird doch auch unsre Unterhaltung seine Sorge sein. Keine Familie, die für sich allein lebt, hat jemals mehr Freude genossen, und ob sie auch in den glänzendsten Verhältnissen gelebt hätte, als wir sie gehabt haben, so lange wir uns entschlossen, alle Dinge gemeinsam zu besitzen, und zwar so, daß niemand ein Geschäft oder einen Handel machen durfte, um für sich selbst einen Vorteil zu erzielen. Wenn wir im stande sein werden, den von uns aufgestellten Grundsätzen fernerhin treu zu bleiben, so dürfen wir freudig hoffen, daß Scharen geretteter Seelen Gott in alle Ewigkeit dafür preisen werden, daß Er sein Evangelium in dieses Land sandte."

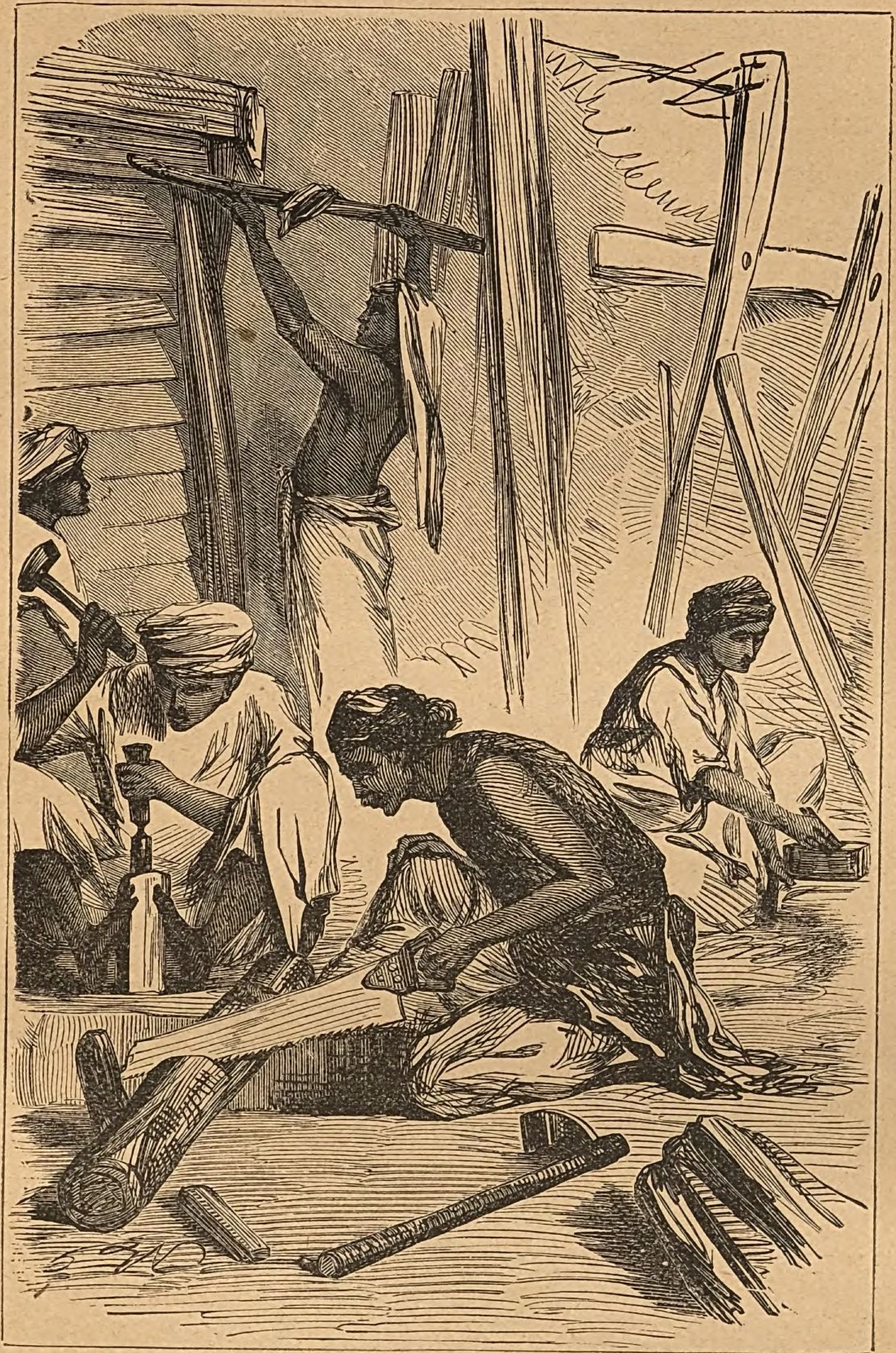


Siebentes Kapitel.

Drei wichtige Begebenheiten.

Drei wichtige Ereignisse sind es, die sich in der ersten Zeit zutrugen, als die Missionare in Sirampur ihr Leben begonnen hatten: Die Taufe des ersten Bekehrten, sodann die Herausgabe des ersten Bengalischen Neuen Testamentes, und dann die Berufung Careys als Professor, welche von der Universität zu Fort-William ausging.

Der Name des ersten Hindu-Christen ist Krischnu-Pal, der seines Handwerks ein Schreiner war, und der durch das Ausrenken eines Armes veranlaßt wurde, ärztliche Hilfe bei Thomas zu suchen. Als er zu demselben kam, band ihn dieser Missionsarzt an einen Baum fest und setzte mit Hilfe von Carey und Marshman das ausgerenkte Glied wieder ein. Hierbei kam es heraus, daß Krischnu das Evangelium schon früher gehört hatte und dadurch von seinen Sünden überzeugt worden war. Ja, er klagte mehr über seine eigne Sündhaftigkeit, als über das wunde Glied. Mit Thränen rief er aus: „Ich bin ein großer Sünder, ein großer Sünder bin ich, rette



Indische Schreiner.

mich, Sahib, rette mich!" Thomas bezeugte, daß er gar keine Macht habe zu retten, und wies den Bußfertigen allein auf Jesum hin, wobei er sich sehr dringend auf die allgenügende Gerechtigkeit des Erlösers stützte. Krischnu wohnte nicht weit von den Missionaren entfernt, so daß ihn diese einladen konnten, den regelmäßigen Unterricht bei ihnen zu besuchen. Diese Aufforderung nahm er freudig an, und erklärte dabei, die Brüder hätten ihm nicht nur seinen Arm kuriert, sondern auch seine Seele, indem sie ihm die Botschaft von der Erlösung mitgeteilt. Noch zwei andre Eingeborne wurden erweckt, jedoch fiel der eine derselben leider wieder ins Heidentum zurück. Der andre aber drang durch, und eifrig bemüht, seine Gesinnung zu bezeugen, aß er mit Krischnu zusammen, der einer andern Kaste angehörte, Reis, als Zeichen, daß er seine Kaste aufgegeben habe. Krischnus Frau und seine Familie empfingen auch tiefe Eindrücke zu gunsten des Christentums; allein der andre, Gokool mit Namen, wurde von seiner Frau verlassen, die wieder zu ihren Verwandten zurückkehrte. Wir führen hier zwei Stellen aus Wards Tagebuch an, die sich auf diese Dinge beziehen:

„6. Dezember. Diesen Morgen gingen Bruder Carey und ich, um Krischnu in seinem Hause aufzusuchen. Wir fanden dort alles sehr sauber und nett, die Frau war in dem Hause, die Kinder vor der Thür. Krischnu, Gokool, Bruder Carey und ich blieben im Flur, wo Bruder Carey zu reden begann. Wir fanden dabei die Frau in der Heiligen Schrift weit besser unterrichtet, als wir zu hoffen gewagt, und sie erklärte sich entschieden für den Herrn. Das war etwas Neues, selbst für Bruder Carey, eine ganze Familie zu finden, die bereit war, das Evangelium nicht nur zu hören, sondern auch sich für dasselbe zu erklären. Es that unserm Herzen wohl, Krischnus

Frau erzählen zu hören, welche Freude sie an dem Worte Gottes gefunden."

„Sonntag, den 7. Dezember. Diesen Morgen ging Bruder Carey nach Krischnus Haus, wo er zu den Leuten sprach, die den Hof dort anfüllten. Sie hörten mit größter Aufmerksamkeit zu, obschon sie vor Kälte zitterten. Krischnus Frau und ihre Schwester wären gern den Abend zu uns gekommen, aber die Frauen hier haben zu viele Vorurteile und fürchten sich, mit Europäern zusammen zu sitzen. Viele der Frauen hier gehen gar nicht anders aus, als höchstens einmal an den Fluß, und wenn sie dort einen Europäer treffen, so laufen sie hinweg. Es kommt vor, wenn wir auf der Straße sprechen, daß man uns bittet, ein wenig weiter zu gehen; denn die Frauen wagen es nicht einmal, an uns vorüber zu gehen, um am Flusse ihre Krüge zu füllen. Solchen Wünschen geben wir immer Folge."

Etwa vierzehn Tage später trug sich etwas zu, das in seinem Einfluß auf die religiöse Entwickelung Indiens kaum überschätzt werden kann. Gokool und Krischnu wagten es, an einem Mahle mit Europäern teilzunehmen. Das geschah nach reiflicher Überlegung, planmäßig. Carey und Thomas leiteten das bedeutungsvolle Mahl mit Gebet ein. Denn das überaus Wichtige an dieser Sache war das öffentliche Bekenntnis, welches die beiden Hindus dadurch ablegten, und voller Erstaunen wurden sie von den eingebornen Dienern beobachtet, als sie sich in solcher Weise gänzlich von ihren Kasten lossagten. Es war dies für die Brüder, wie sich denken läßt, eine große Freude, denn endlich, nach langer, schwerer Arbeit durften sie die ersten Früchte einsammeln, auf die sie so lange hatten warten müssen. „Bruder Carey", schrieb Ward, „hatte beinahe die Hoffnung aufgegeben, noch einen sichtbaren Erfolg erleben zu dürfen, und wir brachen in den freudi-

gen Ausruf aus: «Die Thür des Glaubens ist für die Heiden geöffnet, wer will sie zuschließen!? Der Kastenbann ist gebrochen, wer will ihn wieder schmieden!?»

„In einer späteren Versammlung an demselben Tage legten die beiden Hindus, mit Rasu, Krischnus Frau, und deren Schwester ein Bekenntnis ab, welches der Taufe vorangehen sollte — ein unvergeßliches Erlebnis! Wir sangen zum Schluß: «O, selige Erlösung!» worauf Carey noch betete.

„Sobald es nun bekannt wurde, was bei uns geschehen, da ließen die Folgen nicht auf sich warten. Es gab eine großartige Bewegung unter dem Volke. Zweitausend Menschen versammelten sich vor unserm Hause, um die Abgefallenen zu verfluchen, welche man vor den dänischen Magistrat schleppte, ohne jedoch hierdurch etwas zu erreichen, denn der Beamte sprach sie nicht nur frei, sondern lobte sie vielmehr wegen ihres Schrittes. Krischnu wurde nun aber auch noch verklagt, weil eine Verlobung seiner Tochter zurückgegangen war, und er sollte deshalb eine Summe zahlen; aber auch mit dieser Klage kamen die Gegner nicht durch, indem der Beamte erklärte, die Einwilligung des Mädchens sei zu der Heirat erforderlich."

Nach alle diesem trugen die Missionare Sorge, es möchten abermals Unruhen entstehen, wenn sie ihre Neubekehrten tauften, und sie wandten sich darum mit der Bitte an den Gouverneur: sie bei der Vornahme der heiligen Handlung zu schützen, was der Gouverneur entgegenkommend versprach. So wurde denn der Tag auf Sonntag, den 28. Dezember, festgesetzt. Am Tage zuvor erklärten aber plötzlich Gokool, sowie die beiden Frauen, daß sie die Taufe aufgeschoben haben möchten, und wäre Krischnu nicht fest und unentwegt gewesen, so würde der Schmerz und die Enttäuschung allzu groß geworden sein. So aber wurde die heilige Handlung doch an Krischnu und Felix,

dem Sohn Careys, ausgeführt, und eine Anzahl Europäer, Portugiesen, Hindus, sowie der Gouverneur der Kolonie wohnten derselben bei. Der Gottesdienst wurde in bengalischer Sprache mit dem Tauflied eröffnet:

„Jesus, o könnte es jemals sein,
Daß sich ein Mensch gar schämte Dein?"

Ward hielt dann die Taufpredigt. Das Tagebuch berichtet weiter über diese denkwürdige Versammlung:

„Bruder Carey redete kurz in Bengalisch und erklärte, daß wir den Fluß nicht für heilig hielten, daß das Wasser nur einfaches Wasser sei, welches wir bei der Taufe brauchten, daß aber ein jeder, der sich taufen ließe, dadurch das Bekenntnis ablege, allen Götzendienst aufgeben zu wollen, sowie alle Sünde abzulegen, um Christo anzugehören. Nach dem Gebet ging Carey hinunter in das Wasser und führte seinen Sohn Felix an der Hand, den er mit Anwendung der englischen Taufformel taufte. Dann folgte Krischnu, dessen Taufe er mit den bengalischen Worten begleitete. Alles war still und voller Aufmerksamkeit. Der Gouverneur vermochte seine Thränen nicht zurückzuhalten, und alle Anwesenden schienen überwältigt von dem Eindruck dieser ihnen ganz neuen Feier. Ich wohnte niemals einer Taufe bei, selbst nicht in England, die solch ungestörten, schönen und tiefen Eindruck auf mich gemacht hätte.

„Ihr Götter von Stein und Thon, zittertet ihr nicht, als einer eurer Anhänger in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes euch als Staub von seinen Füßen schüttelte? Als sich Krischnu nach der Taufhandlung wieder angekleidet hatte, trat eine deutsche Dame auf ihn zu, faßte seine beiden Hände und hielt sie einige Augenblicke fest in den ihrigen, und obwohl sie nicht vermochte, ein Wort mit ihm verständlich zu reden, so war der tiefbewegte Ausdruck ihres ganzen Wesens doch so

lebendig, daß man es sah, wie sie dem jungen Christen von Herzen dafür dankte, daß er dem Dienst des Teufels völlig entsagt hatte.

„Es war wirklich ein wunderbar ergreifender Anblick, als Carey seinen fünfzehnjährigen Sohn mit dem Erstling aus der Heidenwelt hier an demselben Tage in das Wasser geleitete. Bruder Brunsden lag im Palankin, um die Handlung mitanzusehen. Am Nachmittage wurde die Feier des heiligen Abendmahles zum erstenmal in bengalischer Sprache begangen. «Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth!» Krischnu bekannte am Schluß die Freude seines Herzens, und später geleiteten ich und Felix ihn nach seiner Wohnung zurück. Wir konnten ja jetzt gar nicht wissen, wie sich dort die Frauen und Gokool dem Worte Gottes gegenüber verhalten würden. Ich sprach sehr dringend zu ihnen, und Felix folgte meinem Beispiel, während Krischnu ihnen die Ereignisse des Tages schilderte. Ungewiß über den Eindruck, den wir erzielt, gingen Felix und ich sodann heim, doch hatte die Uhr kaum neun geschlagen, als Krischnu schon wieder zu uns kam, um voller Freude zu berichten, daß Gokool samt den Frauen von neuem nach der Taufe verlangten und sie jetzt auch ihr Herz dem Heiland schenken wollten. Wenn Herr Fernandez käme, so würden sie sich taufen lassen. Gesegneter Tag!"

Allein ein Schatten lag über der Freude dieses großen Tages, weil sowohl Thomas wie Frau Carey sich in bedenklichem Gesundheitszustande befanden, und die Aufregungen der letzten Zeit Thomas noch besonders angegriffen hatten. Die Freude, nach fünfzehnjähriger Arbeit endlich die wirkliche Bekehrung eines Hindus zu erleben, überwältigte ihn vollständig, und während Carey die Taufhandlung vollzog, mußte er im Missionshause zurückgehalten werden. Ebenso war auch Frau Careys Gemüts-

krankheit so schlimm geworden, daß sie ihr Zimmer nicht verlassen durfte. Mitteilenswert ist noch, daß Krischnu der Verfasser des Liedes wurde, welches in der Übersetzung in englischen Gottesdiensten sehr häufig gesungen wird:

„O Seele vergiß nun nimmer den Freund,
Der für dich blutete, der treu es meint;
Vergiß der Götzen ganzes Heer,
Doch vergiß Ihn nimmermehr.“

Das zweite wichtige Ereignis war sodann die Herausgabe des Bengalischen Neuen Testamentes. Carey hatte es schon früher in Briefen ausgesprochen, wie überaus wichtig ihm die Übersetzung der Heiligen Schrift geworden sei, so daß er sie für eine Sache halte, die für die Welt die entscheidendste Frage ausmache. In einem Briefe, den er 1796 an seine Schwester richtete, sprach er die Hoffnung aus, seine Arbeit auf die er unter des Herrn Beistand schon so viel Mühe und Zeit habe verwenden können, in einigen Monaten der Presse übergeben zu können, welcher Wunsch auch wirklich in gedachter Zeit in Erfüllung ging. Freilich empfand er es, daß die Übersetzung noch eingehender Revision bedurfte. Mit größtem Fleiß und größter Aufmerksamkeit ging er an diese Aufgabe, bei welcher ihm sein Pundit, so heißen die gelehrten Brahmanen, das Urteil über den Stil und die Grammatik abgeben mußte, nachdem er für sich die Übereinstimmung mit dem Grundtext genau geprüft.

Carey benachrichtigte Fuller, den Sekretär der Gesellschaft, daß das Neue Testament in dieser Übersetzung sechshundert Oktavseiten ausmachen würde, die der Drucker zu je ein bis zwei Groschen per Bogen liefern wolle, und zwar mit ganz neuen Typen für dieses Werk. Dies sei ein billiges Angebot, wenn auch eine Auflage von 10 000 Exemplaren alles in allem mit Papier etwa 60 000 Mark kommen würde. Das einzelne Exemplar würde etwa sechs



Carey und sein Pundit.

Mark kosten. Das war im März des Jahres 1797, und beinahe vier Jahre verflossen, bis das Werk erscheinen konnte; während dieser Zeit arbeitete Carey an der Übersetzung des Alten Testaments.

Der denkwürdige Tag war der 7. Februar 1801. 2000 Exemplare wurden zuerst ausgegeben und 500 Exemplare des Evangeliums Matthäi außerdem apart. 50 Exemplare des ganzen Neuen Testaments waren schon vor der Fertigstellung durch Subskription zu 32 Rupien per Exemplar verkauft. In einer besonderen Versammlung pries man Gott dafür, daß seine Gnade so weit geholfen hatte, und mit den Missionaren vereinigten sich die Hindu-Brüder und Schwestern zu diesem Lobe. Krischnu betete und Carey hielt eine Ansprache in englischer und in bengalischer Sprache über die Worte: „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen", und man sang bei dem Feste ein Lied, welches Marshman dazu gedichtet hatte.

Die Einrichtung der Presse in Sirampur begann jetzt die Aufmerksamkeit des General-Gouverneurs, Lord Wellesley, auf sich zu ziehen. Seine Befürchtungen in bezug auf diese neue Unternehmung wurden bekannt und ein Einschreiten der Regierung wurde gedroht. Zum Glück wußte aber der Pastor und Kaplan Brown den unbedenklichen Charakter des Unternehmens so hinzustellen, daß dasselbe ohne die drohende Unterbrechung voran gehen konnte, und nachdem also dies alles erreicht und überwunden war, kam das dritte wichtige Ereignis, die Ernennung Careys zum Professor der Hochschule zu Fort-William. Diese bedeutungsvolle Anstalt war von Lord Wellesley gegründet worden, weil er als General-Gouverneur die Überzeugung gewann, daß eine solche Anstalt durchaus nötig sei, um Zivilbeamte heranzubilden, welche mit den Landessprachen bekannt wären. Namentlich war dies für die Beamten notwendig, die den Justizdienst

im Volke zu versehen hatten. Daher wurde die Anstalt zu Fort-William ins Leben gerufen.

Die Herausgabe des Neuen Testaments lenkte natürlich die Aufmerksamkeit auf Carey. Die eminente Gelehrsamkeit, die sich durch diese Arbeit kundgab, bezeichnete den merkwürdigen Mann als die gesuchte Persönlichkeit für den Lehrstuhl für die bengalische Sprache, und man legte ihm die Sache zur Erwägung vor. Er nahm das ehrende Anerbieten in gewohnter Bescheidenheit an, und äußerte sich folgendermaßen darüber: „Stets habe ich diese Anstalt mit Interesse und hoher Achtung betrachtet, allein es kam mir niemals in den Sinn, daß ich berufen werden würde, selbst einen Posten an derselben zu bekleiden. Pastor D. Brown ist Rektor und Pastor Claudius Buchanan der Konrektor, und zu meiner größten Überraschung wurde ich gebeten, den Lehrstuhl der bengalischen Sprache zu übernehmen. Eines Morgens erhielt ich die Aufforderung, um mit Herrn Brown die Angelegenheit zu überlegen. Ich hatte nur eben Zeit, die Brüder zusammen zu rufen, um ihre Meinung zu hören. Sie gaben ohne Bedenken ihre Einwilligung, sofern die Annahme des Postens mich nicht von meiner Missionsthätigkeit abhalten würde. Was mich anlangt, so wußte ich wohl, daß ich keineswegs alle die Fähigkeiten besitze, die für solch einen Posten erforderlich sind; ich ging indessen hin und sprach meine Bedenken offen aus. Herr Brown und Buchanan waren jedoch beide der Ansicht, die Annahme der Stelle könne nur die Mission fördern, und es war mir nicht möglich, ihre Gründe zu widerlegen. Von meiner genügenden Befähigung konnten sie mich nicht überzeugen, aber sie bestanden darauf, daß sie dies besser beurteilen könnten als ich. Ich willigte daher ein mit Furcht und Zittern. Schon am nächsten Tage wurde ich dem General-Gouverneur vorgestellt, der der Patron der Hochschule ist.

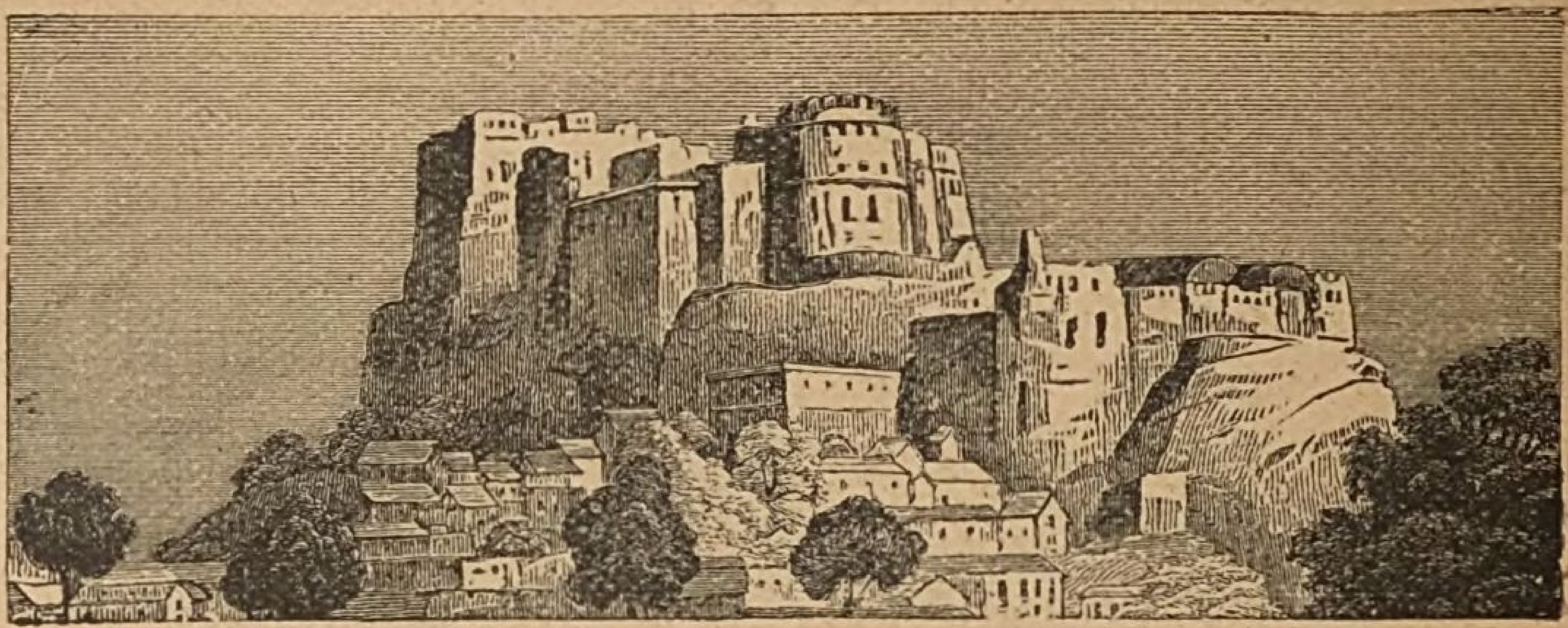
Man stellte mich dem hohen Herrn als einen Mann vor, der seit sieben Jahren Missionar hier im Lande gewesen, und als Missionar wurde ich auch in das Amt eingeführt. Man hatte in den Statuten einen Satz aufgenommen für diejenigen, die nicht der englischen Staatskirche angehören, denn alle Professoren haben einen Eid abzulegen und bestimmte Erklärungen zu geben; für andre, die nicht förmlich verpflichtet werden, hatte man zwei andre Namen: Dozent und Lehrer, eingefügt. Als ich nun vorgeschlagen war, fragte der Lord, ob ich dem Staate auch treu anhänge und ob ich fähig sei, den fraglichen Posten auszufüllen, worauf Herr Brown antwortete, daß er mich niemals vorgeschlagen haben würde, wenn er nicht vollkommen überzeugt gewesen wäre, daß dies beides bei mir der Fall sei. Ich selbst bin wirklich erstaunt, wie die Leute so über mich urteilen können, und solch günstige Meinung von mir hegen. Jedenfalls hänge ich dem Staate treu an, aber über den andern Punkt bin ich mir nicht klar."

Seine erste Aufgabe war nun, den bengalischen Unterricht zu übernehmen. Dann kam Sanskrit und Maharatti hinzu, und er bezog dafür ein Gehalt von 600 Pfund (M. 12000) per Jahr. Vom Lehrer stieg er zum Professor auf, und als Professor der drei orientalischen Sprachen bekam er 1500 Pfund (M. 30000) Gehalt. Allein mit einer Uneigennützigkeit, die kaum ihresgleichen hat, behielt er von dieser großen Summe nur eben soviel, wie er für den Unterhalt seiner Familie, für seine eigne Kleidung und überhaupt die allernotwendigsten Ausgaben bedurfte; es mochte im ganzen etwas mehr als 800 Mark ausmachen, was er für sich behielt, sonst verwandte er alles übrige zu Zwecken der Mission. Dabei wollen wir gleich erwähnen, daß sein Gefährte, der Missionar Marshman, von dem gleichen Sinne beseelt war. Die Schule,

die derselbe gegründet hatte, gedieh unter seiner Leitung so sehr, daß die Überschüsse 1000 Pfund (20 000 M.) betrugen, und hiervon behielt Marshman nur etwa 700 Mark für seine eignen Bedürfnisse. Die Grundsätze, auf welchen die Sirampurer Brüderschaft gegründet war, wurden also, wie wir sehen, treulich gehalten. Keiner der Brüder behielt etwas für sich, alles galt den Interessen der Mission. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß Carey seiner Stellung in jeder Beziehung, auch was Gelehrsamkeit anlangt, durchaus gewachsen war, und er bestand in dem wichtigen Amte jegliche Probe. Dabei gewann er die Achtung und die Zuneigung seiner Studenten, sowie seiner Kollegen. Wie groß der Respekt war, welchen man vor ihm hatte, das sehen wir an folgendem. In dem Palaste des Vizekönigs, einem Gebäude, dessen Einrichtung nicht weniger als 2 800 000 Mark gekostet hatte, fand alljährlich eine sogenannte Disputation statt, bei welcher ein Professor den Vorsitz zu führen hatte; und an solchen Tagen geschah alles, um die Feier durch den höchsten Glanz der Ausstattung zu heben. Der Vizekönig nahm dabei seinen Sitz auf dem Thron, umgeben von den höchsten Würdenträgern des Landes und von den Gelehrtesten. Die Vornehmsten und die Reichsten der Europäer sowohl wie der Eingebornen scharten sich an diesem Tage zusammen. Im Jahre 1804 war Carey der Vorsitzende. Einer seiner Studenten, der sich in Sanskrit besonders ausgezeichnet hatte, sollte etwas in dieser überaus schwierigen Sprache deklamieren, während Carey die Rede an den Vizekönig zu halten hatte. Den Entwurf dieser Rede legte Carey dem Konrektor, Herrn Buchanan, zur Begutachtung vor, und dieser setzte manches hinzu, auch etliche schmeichelhafte Bemerkungen. Ein Abdruck des Schriftstückes wurde dem Vizekönig vorgelegt, der erst seine Zustimmung zur Veröffentlichung geben mußte. Carey

hatte es nicht für ungeeignet gehalten, der Adresse einige Sätze einzufügen, welche seine Stellung als Missionar besonders bezeichneten, und welche sein Interesse für die Evangelisation des Landes kundgaben. So sehr Buchanan und Brown nun auch sonst mit dem Inhalt der Adresse einverstanden waren, so fürchteten sie doch, daß jene Sätze die Zurückweisung des Ganzen bewirken könnten. Allein Lord Wellesley sprach sich also darüber aus: „Herrn Careys originelle und vorzügliche Rede gefällt mir sehr. Ich möchte kein Wort daran geändert haben. Ein solches Zeugnis von einem solchen Manne achte ich für eine größere Ehre, als den Beifall von Höfen und Parlamenten.“ Das war die Ansicht des ausgezeichneten Vizekönigs über den Mann, der noch 12 Jahre zuvor ein einfacher Baptisten-Prediger gewesen war, der sein kleines Gehalt durch Schulhalten und die Schusterei aufbessern mußte, weil es nicht für seinen Unterhalt ausreichte. Carey behielt seine Stellung als Professor bis zu dem Jahre 1830 inne, also bis vier Jahre vor seinem Tode.





Achtes Kapitel.

Verschiedene Verhältnisse.

Es war nicht zu erwarten, daß die Arbeit der Missionare in Sirampur ganz ohne Berührung mit der Politik bleiben konnte, und so sehr sie sich auch der Freundschaft einflußreicher Leute zu erfreuen hatten, so gab es doch draußen, wie daheim genug Vorurteil gegen ihre Unternehmungen, so daß Carey und seine Gefährten sich wohl bewußt wurden, wie sie der Vorsicht in allen ihren Handlungen bedurften. Wie vorsichtig sie sich jedoch nun auch hüteten, keinen Anstoß zu erregen, es gelang ihnen nicht, denselben zu vermeiden, und es kam dahin, daß eines Tages nicht nur ihre Druckerei, sondern sogar ihre ganze Missionsarbeit in höchster Gefahr stand.

Im Jahre 1806 brachen in zwei einheimischen Regimentern, die in der Festung Vellore in der Präsidentschaft Madras zusammen mit europäischen Truppen in Garnison lagen, Meutereien aus. Die Sepoys machten mehrere Offiziere und eine Anzahl Gemeiner nieder. Verschiedenen Gründen wurde für dieses traurige Vorkommnis die Schuld

gegeben, schließlich stellte sich ein rein militärischer als die wahre Ursache heraus. Aber eine Zeitlang wurde der Fall zu Parteizwecken gemißbraucht, Widersacher der Mission waren schnell bei der Hand, einen engen Zusammenhang zwischen der Meuterei und der Anwesenheit der Missionare in Indien aufzuspüren. Nun wurden Vorstellungen an höherem Orte gemacht, in welchen es hieß: Im Interesse des Friedens und im Interesse der britischen Herrschaft sei es durchaus notwendig, ein sehr wachsames Auge auf die Leute in Sirampur zu halten, damit sie ihre Wirksamkeit nicht zu weit ausdehnten, und damit man erforderlichenfalls sie gänzlich des Landes verweise.

Diese Feindschaft gegen die Mission ging so weit, daß man alsbald zwei ankommende Missionare, Robinson und Chater, in Kalkutta festhielt und sie nicht nach Sirampur weiter reisen ließ. Als Carey von dieser Anordnung hörte, wandte er sich sofort an das Friedensgericht und bat um eine Erklärung. Er erhielt den Bescheid, der General-Gouverneur, Sir George Barlow, wünsche, Carey möge sich aller Aufreizung der Vorurteile der Eingebornen enthalten, weder denselben predigen, noch Traktate oder andre Schriften unter das Volk verteilen. Seine Kollegen sollten dasselbe thun, und die bekehrten Eingebornen sollten nicht mehr ausgehen, um das Christentum zu verbreiten. Als Carey das hörte, fragte er, ob dies Gebot schriftlich gegeben sei, worauf die Friedensrichter keine bejahende Antwort geben konnten. Jedenfalls hieß es jetzt, mit größester Weisheit sich zu benehmen. Carey fühlte sehr wohl, daß man vor einer Krisis stand, bei der es sich um die Existenz des ganzen Werkes handelte, und er beschreibt die eingetretene Lage folgendermaßen: „Wir sind in eine sehr ähnliche Lage gekommen, in der sich die Apostel befanden, als man ihnen verbot, zu lehren und zu predigen in diesem Namen. Jene ant-

worteten damals freilich: «Richtet ihr selbst, ob es vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen als Gott.» Sollte es nun für uns richtig sein oder falsch, wenn wir dasselbe antworten? Auf der einen Seite verdunkelt sich unsre Aussicht, und die Thüren, welche noch vor einigen Tagen so weit geöffnet standen, daß unser ganzes Interesse und unsre ganzen Hoffnungen dadurch belebt wurden, sie sind jetzt mit einem Schlage durch diese grausame Verfügung für uns verschlossen. Die Folge davon ist, daß die armen Seelen ringsumher ersterben, ohne daß wir das Rettungsmittel darreichen dürfen, welches Gott in unsre Hände legte. Wenn wir nun in offenem Widerspruch gegen jene Befehle handeln, so riskieren wir, daß man ein förmliches Gesetz gegen die Evangelisierung der Heiden erläßt, so daß dadurch die ganze Mission aufgehoben wird, an welche soviel Kosten gewandt sind. Auf der andren Seite haben wir die Aussicht, daß sich der Sturm bei einigem Ausharren und Abwarten bald wieder legen wird, so daß wir nicht nur alle unsren früheren Vorrechte wieder erlangen, sondern auch die volle Freiheit, nach der wir so lange uns gesehnt haben."

Diesen Ausdruck seiner Anschauungen sandte Carey an die Gesellschaft in der Heimat, und er teilte dabei noch mit, daß er sich nebst seinen Freunden entschlossen habe, den letzteren Weg einzuschlagen. Die Widerwärtigkeiten hatten nicht die Macht, den Mut Careys und seiner Freunde zu erschüttern, und es heißt weiter in demselben Schreiben: „Wir sind gar nicht im Zweifel über den schließlichen Erfolg des Evangeliums in diesen Ländern, wie groß auch die Hindernisse in diesem Augenblicke sein mögen. Unsre Hoffnung steht auf Gott, und wir vertrauen, daß Er sich zu dem Hauptgegenstande aller unsrer Gebete bekennen, und daß Er uns unsre Freiheiten gnädig wieder schenken wird. Die Sache ist des Herrn und, nie-



Palast des Vizekönigs.

mals wird sie von Ihm verlassen werden, ob Er auch zeitweise Trübsale über sie ergehen läßt!“

Nach einiger Zeit wurde es durch die Vorstellungen des Kaplans, Herrn Brown, erreicht, daß das Werk in Sirampur in seiner gewohnten Weise fortgesetzt werden durfte. Jedoch gaben die Gegner der Mission ihre Anfeindungen noch nicht auf, und warteten eifrig auf eine Gelegenheit, irgend Nachteiliges bei dem General-Gouverneur, Lord Minto, anbringen zu können. In dieser Absicht teilte man demselben einen persischen Traktat mit, welcher offenbar aus der Presse zu Sirampur hervorgegangen war. Carey wurde vor den Staatssekretär berufen, um sich wegen des Schriftchens, welches den Mohammedanismus mit heftigen Schmähungen angriff, zu rechtfertigen. Carey erklärte, daß ihm die anstößigen Stellen nicht bekannt seien, und daß die Kampfesweise, die in diesen Sätzen enthalten wäre, durchaus nicht seinen Anschauungen entspreche, darum wolle er es auch gern unternehmen, die Schrift ganz zu unterdrücken, und er sei sogar gern bereit, alle ferneren Erzeugnisse seiner Presse der Regierung zur Durchsicht vorzulegen.

Als Carey nach Sirampur zurückgekehrt war, entdeckte er, daß die besagten anstößigen Stellen von einem Mohammedaner eingefügt worden waren, den man als persischen Übersetzer benutzt hatte, und dem man bis dahin glaubte, völlig vertrauen zu können. Für die Missionare sandte nun der dänische Gouverneur eine Erklärung an die Regierung, in der er den Hergang der Sache darlegte und nochmals das Bedauern aussprach, das unangenehme Vorkommnis nicht verhütet zu haben. Die Regierung aber war nicht gesonnen, die Missionare so leichten Kaufes durchkommen zu lassen. Man stellte Spione an, welche sie in ihren Versammlungen kontrollieren und Exemplare von den verbreiteten Traktaten auffangen mußten. Auf

Grund der Informationen, welche man hierdurch erhielt, und welche dem Staatsrat vorgelegt wurden, schickte man dann an Carey eine offizielle Aufforderung, die so weit ging, daß sogar die Gottesdienste in Kalkutta verboten wurden. Auch sollte die Presse dorthin verlegt werden, und Carey geriet hierüber in gerechte Entrüstung. Aber auch der Gouverneur zu Sirampur, unter dessen Schutz die Missionare lebten, fühlte sich durch solches Vorgehen beleidigt und versicherte die Bedrängten seiner fortgesetzten Freundschaft.

Nach gemeinsamem Gebet und vielem Beraten beschloß man, einen versöhnlichen Weg einzuschlagen. Um dies zu thun, setzte man einen genauen Bericht auf, welcher die Lage der Dinge wahrheitsgemäß darstellte, und dann begab man sich zu dem General-Gouverneur, um demselben auch mündliche Vorstellungen machen zu können. Das Resultat zeigte in erfreulicher Weise, wie richtig dieses Vorgehen war. Der Befehl, die Druckerei nach Kalkutta zu verlegen, wurde zurückgenommen, und die Regierung begnügte sich mit der von Carey vorgeschlagenen Bedingung, daß alle Publikationen ihr fortan zur Genehmigung vorzulegen seien.

„Gelobt sei Gott!“ schrieb Carey, „jetzt wird alles wieder gut gehen, die Errettung, welche wir erfuhren, ist eine gar große, und wir dürfen mit Recht sagen, daß der Herr seine Hand ausgestreckt hat gegen seine Feinde, und daß seine Rechte uns erhält.“ „Selten“, schrieb er alsdann an Sutcliff, „ist ein augenscheinlicheres Eingreifen Gottes geschehen, als in dieser Angelegenheit, und selten ist eine Befreiung eine deutlichere Gebetserhörung gewesen. Wir waren alle ganz von Sorgen und Kummer überwältigt, aber ich glaube, wir haben auch selten oder nie ein größeres Vertrauen auf den Herrn setzen können, als in dieser Prüfungszeit!“

Bei aller Freude der Missionare blieb indessen die Feindschaft gegen sie doch noch immer bestehen. Feindliche Anglo-Indier thaten nicht nur ihr äußerstes, um die Opposition in Indien aufrecht zu erhalten, sondern sie wußten auch allerlei Vorurteile gegen die Missionare in England zu erwecken. Man verbreitete Schmähschriften im Heimatlande, die namentlich von einem gewissen Twining, einem Major Scott Wearing und Oberst Stewart ausgingen. Die Schmähschriften waren voll von Verleumdungen und Verdächtigungen aller Art, auf welche Fuller in seinem klaren und schneidigen Stile antwortete. Dieser Krieg ging weiter bis 1813, wo die Zeit herankam, in welcher der Freibrief der Ostindischen Kompanie ablief und die Erneuerung desselben im Parlamente beraten wurde. Es kam nun ganz besonders darauf an, in den neuen Freibrief eine Bedingung einzuschieben, die Missionaren freien Eingang in Indien gewährte und volle Freiheit, die christliche Religion auszubreiten. Unter Fullers Führerschaft waren die Missionsfreunde ganz unermüdlich, ihren Abgeordneten im Parlament alle nötigen Informationen zugehen zu lassen. Die Debatten über die Erneuerung des Freibriefes dauerten mehrere Wochen, in welcher Zeit William Wilberforce besonders eifrig und unermüdlich die Stimme für die Mission erhob. Er trat im Unterhause dafür ein, während der Marquis Wellesley im Oberhause die Sache vertrat. Um unsern Lesern eine Darstellung von den Debatten zu geben, bringen wir hier etwas aus zwei dabei gehaltenen Reden, deren eine von einem Gegner und die andre von Wilberforce gehalten wurde.

„Ihre Schwierigkeiten", erklärte ein Abgeordneter, namens Marsh, „haben erst begonnen, wenn Sie eine Kaste bekehrt haben; niemals wird das Ziel der Hindu-Bekehrung erreicht werden, bis Sie nicht eine ungeheure Bevölkerung nach ganzen Stämmen so weit überredet haben,

daß sie willig das schwerste Märtyrertum auf sich nehmen. Und sind denn diese Missionare, die das Gesetz auf Indien loslassen will, die geeigneten Werkzeuge, eine solche Umwälzung herbeizuführen? Werden diese Leute, welche aus den Löchern und Höhlen ihrer ursprünglichen Bestimmung herauskriechen, diese Menschen, welche ihren Webstühlen und ihrem Amboß untreu geworden sind, (er hätte sagen sollen, Leisten, weil Carey ein Schuster gewesen war), werden diese Renegaten der gewöhnlichsten Handwerke den kühlen, tiefüberlegten Argumenten gewachsen sein, denen sie die Stirn bieten müßten, falls sich die Brahmanen herablassen sollten, sich mit solchen verkrüppelten, erbärmlichen Gegnern auf den Kampfplatz zu begeben, die sich anmaßen, ihren Glauben bekämpfen zu wollen? Was ist andres zu erwarten als die schmachvollste Niederlage von ganzen Heeren solcher Muckerprediger?"

Wilberforce begegnete solchen Angriffen durch mehrere Reden, deren eine also endigte: „In Wahrheit verdienen diese Anabaptisten-Missionare, wie dieselben unter andern Bezeichnungen in verächtlicher Weise benannt worden sind, unsre höchste Achtung und Bewunderung. Einer von ihnen, Dr. Carey, befand sich ursprünglich in einem der niedrigsten Stände, aber unter den größten Entbehrungen dieses Standes hatte er sowohl das Genie wie auch die Menschenfreundlichkeit, den Plan, welchen wir hier besprechen, zu entwerfen. Von ihm ging zuerst die Idee aus, eine Gesellschaft zu gründen, welche die Aufgabe hätte, das Licht und den Segen des Christentums nach Indien hinauszutragen, und er ließ es seine erste Sorge sein, sich selbst die Fähigkeiten zu erwerben, welche dazu nötig sind, solch ein großes und wahrhaft edles Unternehmen auszuführen. Mit seltener Energie hat er sich auf das Studium der alten Sprachen gelegt, und nachdem er genugsam in denselben bewandert war, lernte er bald auch mehrere der

orientalischen Sprachen beherrschen, namentlich das Sanskrit, das, soweit ich belehrt bin, als Mutter aller asiatischen Zungen anzusehen ist. In dieser schwierigsten aller Sprachen übertrifft er sogar einen Sir W. Jones, so daß ihm kein andrer Europäer an die Seite gestellt werden kann. Carey, der einfache Missionar, hat bereits Grammatiken verschiedener orientalischer Sprachen herausgegeben, sodann Wörterbücher für die eine oder andre derselben, während er noch fernere größere Unternehmungen im Sinne hat. Dabei arbeitet er diese ganze Zeit unermüdlich am Werk der Mission, und zwar mit einer Wärme und einem Eifer, die ihresgleichen nur in seinen litterarischen Bestrebungen findet. Ein andrer von diesen Anabaptisten-Missionaren ist Herr Marshman, welcher ein Seminar errichtete für Studierende der chinesischen Sprache, die er mit gleichem Fleiß und gleichem Erfolge studiert hat, wie Carey das Sanskrit. Für solche Leute, welche die sittliche oder geistige Größe dieser Männer nicht zu fassen vermögen, liegt vielleicht ein mehr faßbarer Beweis ihres Wertes in der Thatsache, daß diese beiden Missionare nebst noch einem dritten, einem Herrn Ward, durch die Anwendung ihrer Fähigkeiten und Gaben, Gehälter in der Höhe von 20000 bis 30000 Mark jeder beziehen. In dieser Thatsache allein liegt Anerkennung genug, aber die von Ihnen verachteten Leute waren wiederum groß genug, um diese ihre jährlichen Einkünfte bis auf ein ganz Geringes für das Werk hinzugeben, in dem sie stehen, und welches sie also in jeglicher Beziehung durch ihre Aufopferung fördern und betreiben. Das sind die Bemühungen, das sind die Verdienste, das sind die Erfolge jener großen und edlen Männer, die ich stets nur in dieser Weise bezeichnen kann."

Am 13. Juli wurde das Gesetz im Unterhause mit dem auf die Missionare bezüglichen Zusatz angenommen, und dann auch von den Lords bestätigt, so daß

die Missionare von jetzt an in Indien völlig freien Zutritt hatten.

Bald nach der Ansiedelung in Sirampur drängte sich den Missionaren die Notwendigkeit auf, geeignete Räumlichkeiten für den Gottesdienst, sowie für den Religionsunterricht auch in Kalkutta zu haben. Man machte verschiedene Pläne, man veranstaltete Sammlungen und kaufte ein Grundstück in Lal Bazaar. Zuerst errichtete man ein provisorisches Gebäude, und im Jahre 1807 wandte sich Carey an die Regierung, um die Erlaubnis zu einem Kapellenbau zu erbitten. 115 Einwohner der Stadt, darunter einige der angesehensten Kaufleute, hatten dieses Gesuch unterzeichnet, und man freute sich, den Brüdern in der Heimat den erwünschten Erfolg bald mitteilen zu können. Am Neujahrstage des Jahres 1809 wurde die Kapelle eingeweiht.

Da Carey durch sein Amt in Fort-William College regelmäßig nach Kalkutta geführt wurde, so übernahm er es gern, hier wöchentlich zu predigen, und in Abwechselung mit seinen Brüdern auch Sonntags den Gottesdienst da zu halten, was gewiß ein Beweis seiner außerordentlichen Arbeitskraft war. Es scheint, daß jede Stunde, wie jeder Tag der ganzen Woche, entweder mit Übersetzen, mit Korrekturlesen, mit Sammlung und Zusammenstellung der Grammatiken oder der Diktionäre und andern wichtigen Dingen, als Unterrichten oder Predigen, besetzt gewesen ist. Er war fast überall gegenwärtig, was die Geschäfte in Sirampur und Kalkutta anbetraf, und wenn wir den Bericht der periodischen Nachrichten lesen, so sehen wir etwas davon. Viele Seiten dieser Schrift berichten von den zahlreichen Arbeiten, welche er zu vollbringen wußte. Es heißt darin unter anderm: „Bruder Carey legte in einer etwa zweistündigen Unterhaltung den Muselmännern, welche uns in unserm Hause aufsuchten, das Erlösungswerk dar.“ — „Diesen Morgen

ging Bruder Carey in den Stadtteil, in welchem die Waschmänner wohnen. Er fand sie ziemlich aufmerksam bei seinen Reden.“ — „Heute begab sich Bruder Carey abermals zu den Waschmännern.“ — „Heute begab sich



Indische Waschmänner.

Bruder Carey mit mir nach Chinsurah, um dort mit den Leuten zu sprechen, und ihnen den Weg des Lebens zu verkündigen.“ — „Heute, an des Herrn Tag, predigte Bruder Carey erst in Englisch und dann in Bengalisch.“ Dann schreibt er selbst: „Da ich immer in Kalkutta von Montag bis Freitag verweilen muß, so predige ich dort

stets Mittwochs und Donnerstags-Abends.“ — „Meine Zeit ist durch die zweite Ausgabe meines Neuen Testamentes, sowie die erste des Alten Testamentes, sehr in Anspruch genommen, so daß ich neben meinen andern Obliegenheiten gar keine freie Stunde behalte.“ — „Die Zahl heilsbegieriger Seelen nimmt immer mehr zu. Careys Zimmer war gestern von Leuten angefüllt, welche nach dem Weg des Lebens fragten.“ — „Bruder Carey gibt an jedem Montag-Nachmittag eine Vorlesung über Astronomie, Geographie rc.“ Und dies alles ist nur ein kleiner Auszug von den Berichten, welche uns die beinahe übermenschliche Anstrengung dieses Mannes vor Augen führen.

Während er in bezeichneter Weise seinen Aufgaben in Sirampur und Kalkutta entsprach, verlor er nie das Ziel aus den Augen, auch weit über diese Orte hinaus das Evangelium zu verbreiten, und wußte alle Gelegenheit mit Geschick dazu zu verwerten. Im Juli 1803 schreibt er an Herrn Morris: „Ich machte in letzter Zeit eine zwölftägige Reise, um in vielen Dörfern den Heiland zu verkündigen. Krischnu, der mich dabei begleitete, erfüllte mein Herz mit Freude.“ Sobald sich gleiche Möglichkeit zum Abkommen zeigte, wurden ähnliche Evangelistenreisen vorgenommen, um die frohe Botschaft zu verkündigen.

Am Schluß des Jahres 1807 kam nochmals ein harter Schlag, indem Frau Carey aus der Zeit in die Ewigkeit genommen wurde. Sie war seit vielen Jahren eine Dulderin gewesen; und ihr Gemütsleiden, welches sich schon vor der Übersiedelung nach Indien oft deutlich gemeldet hatte, entwickelte sich in den späteren Jahren zu einer sehr ernsten Form. Vielleicht war ihre Unwilligkeit, ihrem Gatten nach Indien zu folgen, nur eine Folge dieses Leidens. Aber auch abgesehen davon war sie überhaupt nach ihrer inneren Stellung und Begabung wenig geeignet, die Gefährtin eines Mannes zu sein, der in solch hervor-

ragender Weise durch Gaben bevorzugt war. Die Geduld und Zärtlichkeit, mit welcher er von Anfang bis zu Ende die ihm hierdurch auferlegte Trübsal trug, und mit welcher er seine Gattin bis in ihre letzten Tage hinein schonend pflegte, können seinen Charakter nur noch glänzender hervorheben. Seine überaus großartigen Arbeiten werden uns noch merkwürdiger, wenn wir bedenken, wie niederdrückend seine häuslichen Verhältnisse waren. Marshman spricht sich folgendermaßen darüber aus: „Die Energie und Festigkeit, welche Dr. Carey in seiner mit glühendem Eifer betriebenen biblischen und andern litterarischen Arbeit offenbart, wird uns erst recht klar vor Augen gestellt, wenn wir bedenken, daß er sie ausübte, während seine geisteskranke Gattin, deren Leiden sich oft zu Anfällen von Tobsucht steigerten, sich in einem Gemach dicht bei seinem Arbeitszimmer befand.“ Als Carey dem Sekretär Fuller ihren Tod mitteilte, schrieb er: „Am 8. Dezember gefiel es Gott, meine Frau durch den Tod abzurufen. Seit zwölf Jahren befand sie sich in einem höchst beklagenswerten Zustande, und ihr Gemütsleiden war derart, daß sie unfähig wurde, die kleinste Freude oder auch nur irgend etwas von den eingebildeten Vergnügungen zu empfinden, welche sich sonst bei solchen umnachteten Gemütern doch jeweilig finden. Ein Fieber machte ihrem diesseitigen Leben ein Ende, nachdem es sie vierzehn Tage lang geschüttelt hatte.“

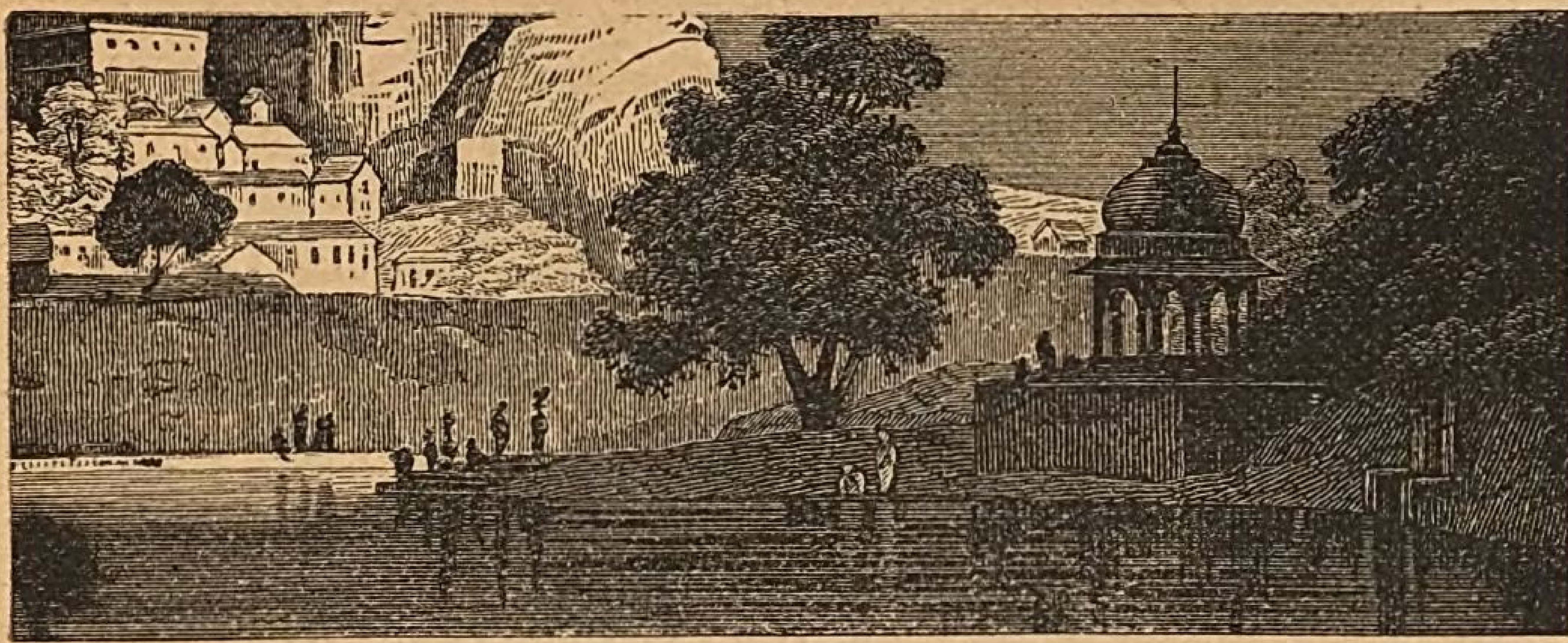
Nach Verlauf von einem Jahre verheiratete sich Carey mit einem Fräulein Charlotte Emilie Rumohr, die einer adligen Familie aus Schleswig entstammte. Ihre Mutter war eine Gräfin Alfeldt und eine ihrer Schwestern war mit dem Kammerherrn des Königs von Dänemark, dem Grafen Warnstedt, verheiratet, welcher die königlichen Forsten unter Aufsicht hatte. Wegen ihrer zarten Konstitution hatte sie erst eine Zeitlang im südlichen Europa verbracht, wo man ihr dann riet, das indische Klima auf-

zusuchen. Daher entschloß sie sich, sich nach der dänischen Kolonie in Tranquebar zu begeben. Dort bekam sie durch den Gouverneur ein Buch: „Pascals Gedanken“ in die Hände, und durch die Lektüre dieses Werkes wurde sie zum erstenmal veranlaßt, sich mit ernsten, religiösen Gedanken zu beschäftigen. Von Tranquebar aus machte sie einen Besuch in Sirampur, wo sie von dem dortigen Gouverneur mit höflichstem Entgegenkommen empfangen wurde. Das war der Oberst Bie, welcher drei Monate vor ihrer Ankunft sich der Missionare so schützend angenommen hatte, und daher wurde denn Fräulein Rumohr alsbald in die Familien der Missionare eingeführt, wo nicht nur ihr Geist die höchste Anregung fand, sondern wo sie auch staunend Kenntnis erhielt von den Arbeiten und Leistungen dieser Männer. Die neue Bekanntschaft veranlaßte sie zu einer genauen Prüfung der Heiligen Schrift, so daß sie Herz und Leben in freudiger Hingabe ihrem Erlöser weihte. Gleich nach ihrer Verheiratung zeigte es sich, daß sie durch ihre Fähigkeiten und ihre Herzensstellung für das Missionshaus ein großer Gewinn war. So weit es ihre Kräfte nur erlaubten, teilte sie alle Interessen ihres Mannes, wobei wir noch erwähnen wollen, daß sie das Haus, welches sie sich früher gebaut hatte, um darin zu wohnen, der Mission zum Geschenk machte, mit der Bestimmung, daß das Einkommen, welches durch dasselbe erzielt wurde, für den Unterhalt von eingebornen Predigern verwendet werde. Ein Brief, welchen Carey nach ihrem Tode an Dr. Ryland schrieb, zeigt uns, wie glücklich die Verbindung war: „Die göttliche Vorsehung hat mich abermals in den Stand des Trauernden versetzt, indem ich den größten Verlust erlitten habe, den ein Mann in seinem häuslichen Leben erleiden kann. Meine liebe Frau wurde am Mittwoch durch den Tod abgerufen. Es war am 30. Mai, 20 Minuten vor Mitternacht. Vor etwa zwei Monaten hatte

sie ihr 60. Lebensjahr erreicht. Wir waren dreizehn Jahre und drei Wochen verheiratet, während welcher Zeit es uns vergönnt war, das höchste Glück zu genießen, welches Sterblichen durch inniges Vereintsein nur vergönnt werden kann. Sie war von einer tiefen Frömmigkeit beseelt und lebte in innigster Gemeinschaft mit Gott. Die Bibel war ihre tägliche Freude, und außer für Gott lebte sie nur für mich. Ihr Bemühen, mich glücklich zu machen, war unaufhörlich, und sie wußte jederzeit meine Blicke so zu verstehen, daß ich nichts vor ihr verbergen konnte, und daß es vergebens gewesen wäre, hätte ich ihr eine Bekümmernis, die mich bedrückte, verbergen wollen. Und nur der zärtlichste Wunsch, dem andern eine Unannehmlichkeit zu ersparen, hätte uns veranlassen können, für kurze Zeit einander etwas zu verbergen. Dabei war es ihre stete Gewohnheit, beim Lesen der Schrift die Verse, die sie las, in der Deutschen, Französischen, Italienischen und Englischen Übersetzung zu vergleichen, und niemals ging sie über eine ihr unklare Stelle hinweg, bevor ihr die Fragen völlig gelöst worden waren. In dieser Beziehung war sie mir von unbeschreiblichem Nutzen bei der Übersetzung des Wortes Gottes. Dabei trug sie ein herzliches Erbarmen für die Armen und Elenden, und bis zu ihrem Tode sorgte sie für verschiedene Blinde und Lahme durch monatliche Unterstützung. Dieselben betrachte ich wie ein kostbares Vermächtnis, das sie mir hinterlassen hat. Ihr ganzes Herz war offen für alle Interessen der Mission, für die Erhaltung der Schulen, namentlich der Schulen für eingeborne Mädchen; ein solche hatte sie lange in Cutwa unterhalten. Mein Verlust ist nicht zu beschreiben, aber ich will mich in den göttlichen Willen fügen. Habe ich doch in Verbindung mit diesem schmerzlichen Trauerfall für so viele gnädige Umstände zu danken, daß es mir dadurch leichter wird, die Prüfung zu ertragen, welche größer ist, als mich jemals eine betroffen

hat. Erstens habe ich an keine häuslichen Zwistigkeiten zurückzudenken, welche oft derartige Trübsale noch bitterer machen. Zweitens, sie war ganz bereit, abzuscheiden, denn sie hatte lange an den Grenzen des himmlischen Landes verbracht, so daß sie, wie ich denke, in ihren Gedanken und Worten immer himmlischer geworden war. Drittens, sie hatte nicht lange mit körperlichen Leiden zu kämpfen. Viertens, sie wurde von mir genommen, wie wir es uns vorher in vertraulichen Gesprächen gewünscht hatten; denn was auch bei meinem Hingange die Liebe und Aufmerksamkeit der Brüder, wie meiner Kinder, für sie aufgewendet haben möchte, ich weiß doch, daß es ihr den Gatten nicht hätte ersetzen können, und gerade diese Überzeugung hat mich vielfach tröstend beschäftigt. Ich bin in diesem Gedanken froh, daß sie mich nicht überlebt hat. In meiner Heimsuchung ist mir viel Liebe erwiesen worden."





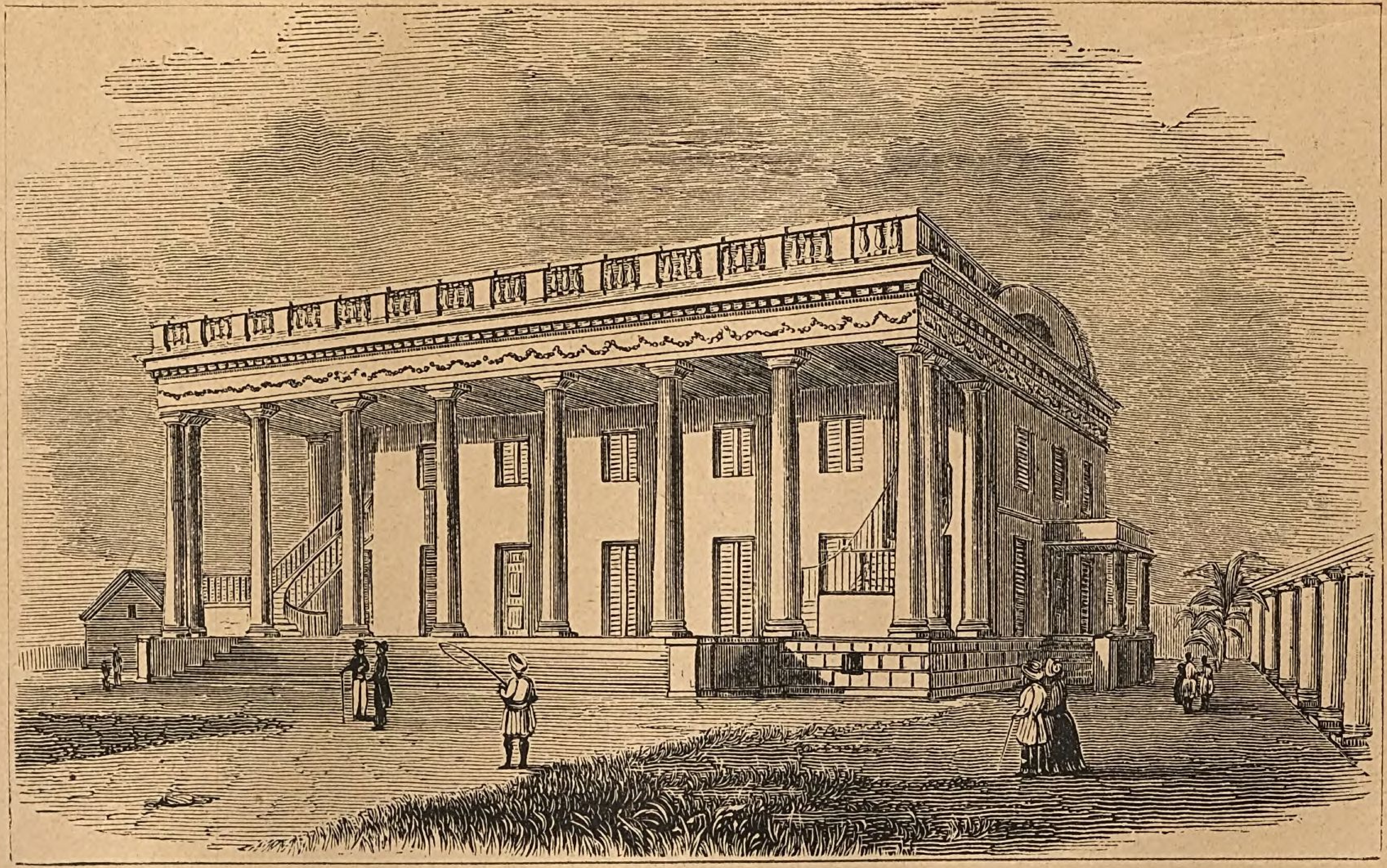
Neuntes Kapitel.

Carey als Übersetzer.

Es gibt keine höhere Ehre für einen Menschen, als wenn er das Werkzeug wird, durch welches einem Volke die Offenbarungen von Gottes Gnade und Gottes Willen mitgeteilt werden, wie sie in der Heiligen Schrift enthalten sind. Zu dieser Ehre gelangen nicht alle Heiligen, und unter den Auserwählten, denen dies Vorrecht zuerteilt ist, gibt es nur eine sehr kleine Zahl, die so hoch geehrt werden, als der Mann, dessen Leben wir hier beschreiben dürfen. Wer die Erlaubnis von oben bekommt, den Heiden die Heilige Schrift zu geben, der darf einen Dienst ausüben, dessen Bedeutung sich in stets wachsender Größe darin zeigt, daß die Völker gereinigter, edler in ihrem ganzen Leben, in ihren Sitten und Gebräuchen werden, so daß der Charakter derselben sich von Generation zu Generation hebt und nur die Ewigkeit die ganze Tragweite offenbaren kann. In dem ersten Kapitel dieses Bändchens haben wir schon erwähnt, wie das sprachliche Talent unsres Freundes bereits in frühester Jugend bemerkbar wurde. Es ist nicht

zu verwundern, daß das Leben eines Mannes nach solcher Seite hin bedeutsam wurde, der schon als Kind Dyches lateinisches Wörterbuch ganz auswendig gelernt hatte. Hatte doch auch der Knabe und Schusterlehrling, als er zum erstenmal griechische Buchstaben erblickte, sofort die wunderlichen Zeichen mit Eifer nachgemalt, und bei einem Bekannten im Dorfe, der sich einiger Schulkenntnisse erfreute, möglichste Unterweisung über dieselben eingeholt. Kann es uns nun noch wundern, daß ein solcher Charakter sich dazu eignete, im späteren Missionsleben durch das Beherrschen verschiedener Sprachen ganz Besonderes zu leisten? Sobald als Carey genugsam mit der Muttersprache des Volkes bekannt war, unter dem er jetzt lebte, begann er mit dem ihm eignen eisernen Fleiß, sich an die Übersetzung der Bibel zu machen.

Schon auf seiner Seereise hatte er bei John Thomas seine Zeit so fleißig benutzt, daß er bei der Ankunft Bengalisch schreiben konnte; und zwei Monate nach der Landung beschäftigte er sich bereits mit der Übersetzung des ersten Buches Mose, so daß er sich sofort inmitten der außerordentlichen Schwierigkeiten der Arbeit sah, an die er sich schon so früh begeben hatte. Nach einer Woche war er mit dem ersten Kapitel fertig, und sein eingeborner gelehrter Gehilfe gab das Zeugnis ab, daß es ein sehr gutes Bengalisch sei. Als er es einem Pundit zeigte, drückte der gelehrte Mann seine höchste Freude über die Erzählung der Schöpfung aus, und meinte, dieselbe sei herrlich, aber es wundere ihn nur, daß da gar keine Region erwähnt wäre, welche unter der Erde liege. Carey setzte ihm hierauf auseinander, daß die Erde ja ein Planet sei, und daß Himmel und Erde alles das in sich faßten, was die sichtbare Schöpfung ausmache. Je mehr Carey alle Schönheiten und Tiefen der bengalischen Sprachen erkannte, je interessanter und lieber wurde ihm seine Arbeit, und



Lal Bazaar-Kapelle in Kalkutta.

wenn ihm die immerhin noch unvollkommene Kenntnis Schwierigkeiten im höchsten Grade bereitete, so belebte ihn doch andrerseits die Hoffnung, bald so in den Geist der orientalischen Mundart eingedrungen zu sein, daß ihm dieselbe wie seine eigne Muttersprache geläufig werde. Bald durfte er dem Herrn freudig dafür danken, daß er fähig war, jeden Tag beinahe ein ganzes Kapitel durchzunehmen, und zwar so, daß er es Vers für Vers mit all den andren Übersetzungen vergleichen konnte, die er besaß. Es war eine besondere Probe für die Energie und die Treue in der Arbeit, daß man in Indien nicht nur mit einer, sondern mit zwei gleich schwierigen Sprachen zu rechnen hatte, indem sowohl Bengalisch als Hindostanisch gesprochen wurde; aber Carey konnte in seinem Tagebuche sagen: „Ich verstehe von beiden ein wenig und hoffe in einiger Zeit beide Sprachen vollständig zu beherrschen.“ Und als er 1795 von Mudnabatty aus an die Gesellschaft nach England schrieb, da sagte er in seinem Briefe: „Die Übersetzung der Bibel geht vorwärts, wenn man auch denken mag, daß es etwas rascher damit gehen könnte, und ich hoffe, daß wir bis Weihnachten das erste Buch Mosis fertig stellen können. Wir haben vorläufig den Plan aufgegeben, unsre Typen von England kommen zu lassen, denn da wir hier bengalische Typen erlangen können, so werden wir in der hier gebräuchlichen Weise drucken, ob auch diese Art etwa den zehnfachen Preis von dem erfordert, das in England der Bibeldruck kostet.“

Sobald ein Teil der Bibel fertig war, pflegte Carey denselben vielen Hunderten der Eingebornen vorzulesen, um sich zu vergewissern, wieviel davon verstanden werde; aber zu seinem Bedauern mußte er dabei entdecken, wie schwer es für die Armen war, nur etwas von dem herrlichen Wort Gottes aufzufassen, indem sie für religiöse Begriffe, als: Liebe, Buße und tausend andre, gar kein

Wort in ihrem gewöhnlichen Sprachgebrauch besaßen. Allein so entmutigt er hierdurch auch oft wurde, sein Wunsch, die Arbeit je mehr und mehr fortzusetzen, ward dennoch immer glühender. „Gelobt sei Gott," sprach er zuweilen, „ich fühle mich immer mehr an des Herrn Werk gebunden, und ich weiß, daß meine Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich ist. Das Wort belebt meine Freudigkeit: «Wer da schneidet (in dieser Ernte), der empfängt Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben.» Wenn ich gleich David auch nur das Werkzeug bin, das die Steine zum Bau des Hauses zusammenbringt, damit ein andrer dasselbe errichte, so weiß ich doch, daß meine Freude keine geringe sein wird."

Ehe das Jahr 1795 zu Ende ging, fing er an, eine umfangreiche Grammatik zu bearbeiten, und zugleich auch das gewaltige Werk, ein Wörterbuch zusammen zu stellen. Und in der Mitte des folgenden Jahres konnte er bereits die Fertigstellung des Neuen Testaments und der 5 Bücher Moses berichten. Zugleich erbat er sich eine jährliche Summe von mindestens M. 2000 von den englischen Freunden für den Druck und für die Erziehung der Jugend, welche Bitte entgegenkommend gewährt wurde. Auch forderten die Treuen daheim zur sofortigen Herausgabe der einzelnen fertig gestellten Teile der Heiligen Schrift auf, und drangen darauf, nicht erst zu warten, bis das Ganze übertragen sei. Thomas schrieb in einem Briefe, wie unermüdlich Carey arbeite, und dieser sagt selbst in einem Schreiben: man möge aus seinem Schweigen, welches er bezüglich seiner Arbeiten oft länger beobachte, doch nicht schließen, daß er dieselben lässig betriebe. „Wenn man mir alle die schönsten Stellen in England anböte," schreibt er, „so möchte ich dafür doch nicht mein Werk unter den Heiden aufgeben. Wohl gibt es dabei sowohl nach innen als nach außen manchen Grund zum Klagen,

allein ich bin hier dennoch in meinem Elemente, und es ist meine Wonne, diesen Leuten in ihrer seltsamen Sprache das mitteilen zu können, was mein Herz bewegt. Immer größer wird dabei meine Freude über die Aussicht auf den sicheren Zusammenbruch des Reiches der Finsternis hier in den weiten, umnachteten Regionen. Ja, das Werk, das Christus vollbrachte, es wird seinen Siegeslauf gehen.... Das Neue Testament liegt beinahe vollendet vor mir. Jetzt ist die Herausgabe desselben im Druck mein sehr großes Anliegen, und es verlangt mich sehr danach, etwas zu diesem Zwecke zu thun, ehe ich sterbe, damit es nicht zerstückelt werde oder verloren gehe. Denn es erscheint nicht jedem von solcher Bedeutung wie mir."

Die Art und Weise, mit welcher der strebsame Mann den Schwierigkeiten begegnete, die es bei dieser Arbeit zu überwinden gab, zeigt uns deutlich, wie treu und aufrichtig er es damit meinte. So unterbreitete er schwierige Stellen seinem im Hebräisch besonders tüchtigen Freunde, Dr. Ryland. Es war ihm zu wichtig, daß keine Seele durch irgend einen unrichtigen Satz in Irrtum geleitet werde. In England könne eine fehlerhafte Übersetzung nicht so viel schaden, da man sich ja dort an den Urtext halten und darauf zurückgehen könne, in Indien aber würde ein Fehler in der Übersetzung ihm vorkommen wie ein Vergiften der Quelle.

Das Jahr 1809 war das denkwürdige Jahr, in dem die vollständige bengalische Bibel herauskam. Die Brüder in Sirampur hatten bei dieser Arbeit Carey treulich unterstützt und fanden dafür von seiner Seite die liebevollste Anerkennung. Er erzählt unter anderm in einem Briefe von einem Unternehmen, wie er zuerst mit den Brüdern verabredet habe, gar nichts von ihrem gemeinsamen Vornehmen verlauten zu lassen, bis die Übersetzungen, nämlich ins Hindostanische und Persische, vollendet wären. „Bruder

Marshman," erzählt Carey weiter, „nahm dabei das Evangelium Matthäi und Lukas vor, Bruder Ward Markus und Johannes, während ich dann selbst den übrigen Teil des Neuen Testaments für die Übersetzung ins Hindostanische übernahm. In das Persische übersetzte ich nicht selbst, sondern fing statt dessen die Übersetzung in die Mahratta-Sprache an. Während wir mitten in diesen Arbeiten beschäftigt waren, teilte mir eines Tages Herr Buchanan mit, daß ein Offizier die Evangelien ins Hindostanische und ins Persische übersetzt und dem Vorstande der Anstalt geschenkt habe, und daß der Vorstand die Drucklegung der Übersetzung beschlossen habe. Jetzt mußte ich also sagen, womit auch wir beschäftigt waren. Ich freue mich sehr, daß Major Colebrooke die Arbeit gethan hat. Gern wollen wir das thun, was andre nicht thun und allen bei ähnlichen Unternehmungen Gottes Segen wünschen."

So demütig und weitherzig sich Carey in dieser Beziehung aber auch seinen Kollegen gegenüber erwies, so liegt doch auf der Hand, daß ihm bei all diesen großen Werken unbestreitbar die Hauptaufgabe blieb. Kein Wort, welches von der Heiligen Schrift in diese verschiedenen, schweren Sprachen übersetzt wurde, kein Satz eines Verses kam unter die Presse, ohne daß sein scharf prüfendes Auge wenigstens zwei- oder dreimal darüber gegangen wäre. „Ich lese jeden Korrekturbogen zwei- oder dreimal durch," sagt er selbst, „dann hilft mir Bruder Marshman denselben nochmals mit dem hebräischen oder griechischen Urtext zu vergleichen, und liest dann Bruder Ward ebenfalls jeden Bogen sorgfältig durch. Drei Übersetzungen, d. h. die ins Bengalische, ins Hindostanische und ins Sanskrit, schreibe ich mit meiner eignen Hand. Die beiden letzteren direkt nach dem griechischen Texte, während ich bei der bengalischen die hebräische Bibel vor mir liegen habe."

In dem Jahresbericht der Gesellschaft vom Jahre 1825

wird ein Brief Careys mitgeteilt, in welchem erzählt ist, daß das Neue Testament bald in wenigstens vier und dreißig Sprachen und das Alte Testament in acht Sprachen gedruckt sein würde. Dabei gäbe es noch drei verschiedene Mundarten des Hindostan, in denen das Neue Testament gedruckt sei. „Mit Ausnahme dieser drei habe ich verschiedene der obengenannten selbst in die fremden Sprachen übertragen, und mit möglichster Sorfalt den Druck aller überwacht. Die chinesische Bibel, welche Bruder Marshman übersetzte, ist noch nicht mit einbegriffen."

Daß die Mission ihren Sitz nach Sirampur verlegte, und daß Carey zu der bedeutenden Stellung an der Hochschule in Fort William berufen wurde, diente der Mission zum größten Vorteile. Ganz besonders war das der Fall, als er zu seinem Amte als Lehrer und Professor der orientalischen Sprachen noch von der Regierung zu ihrem Übersetzer ernannt wurde. Seine amtlichen Pflichten machten es nötig, daß aus allen Teilen Indiens die gelehrtesten Punditen herangezogen wurden, und hierdurch kam Carey mit hervorragenden Eingebornen in nahe Verbindung, die ihm die bestmögliche Unterstützung gewähren konnten.

Es ist schon öfter erwähnt worden, mit welcher wunderbaren und seltenen Begabung dieser rechte Missionar von Anfang an in den Geist der Sprachen einzudringen wußte, und im Jahre 1811 entstand auch der Gedanke in ihm, eine Grammatik aller der Sprachen zu verfassen, in denen die Bibel übersetzt worden war oder noch übersetzt werden könnte, um dadurch seinen Nachfolgern die Arbeit der Spracherlernung leichter zu machen. Zu diesem Zwecke gab er zuerst drei Grammatiken heraus: für Sanskrit, Bengalisch und Mahratta. Dann gab er seine Absicht kund, weitere Grammatiken der Telugu-, Kurnata-, Orissa-, Pendschab-, Kaschmir-, Guzerate-, nepalesischen und assamesischen

Sprache herauszugeben. Nach kurzer Zeit konnte er mitteilen, daß sich zwei dieser Bücher in der Presse befänden, während er mehrere andre Ende des folgenden Jahres fertig zu stellen hoffte. Außerdem faßte Carey den Gedanken, ein allgemeines Lexikon für sämtliche orientalische Sprachen, welchen das Sanskrit zu Grunde liegt, zu verfassen. Er sagt hierüber: „Ich denke, in diesem Werke das Sanskrit natürlich zu Grunde zu legen und von jedem Worte die verschiedenen Bedeutungen mit Beispielen für die Anwendungen zu geben; dann aber die gleichbedeutenden Wörter in den verschiedenen vom Sanskrit hergeleiteten Sprachen mit den entsprechenden hebräischen und griechischen Ausdrücken. Viele Jahre angestrengter Arbeit wird dies große Unternehmen kosten; sollte ich es aber, wie auch die geplanten Bibelübersetzungen, vollenden dürfen, so glaube ich, daß ich sagen darf: «Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren!»“

Hier müssen wir noch erwähnen, daß es auch den Missionaren gelang, eine für den Bibeldruck sehr wichtige Erfindung zu machen. Das Papier nämlich, welches man bis dahin in Indien herstellte, wurde meist schon binnen fünf Jahren ein Raub der Insekten und Würmer, und wenn nicht sorgfältige Überwachung angewandt wurde, geschah es wohl, daß die ersten Bogen eines Werkes, dessen Druck sich länger hinzog, von den gefräßigen Insekten bereits aufgefressen waren, ehe die letzten Bogen fertig wurden. Da war denn die Not der beste Lehrmeister, und die Missionare fanden ein Mittel, das den Zerstörern das Geschäft gründlich legte und ein dauerhaftes Papier herstellte.

Von dem Unternehmungsgeist der Missionare legte auch die Einführung und Aufstellung einer Dampfmaschine von 12 Pferdekräften, welche ihre Papiermühle treiben sollte, ein in die Augen fallendes Zeugnis ab. Dies war die erste Dampfmaschine, welche man in Indien gesehen

hatte, und sie erregte ebensoviel Aufsehen und Bewunderung, wie bei uns das erste Dampfboot und die erste Eisenbahn. Die Eingebornen liefen in Scharen zusammen, um die Feuermaschine zu sehen, und nannten sie das Werk des Wischwu-Kurmu, des Künstlers der Götter. Männer von wissenschaftlichen Neigungen, die nie eine Dampfmaschine gesehen hatten, erschienen in Sirampur, um das Wunderwerk zu betrachten und den Mechanismus unter Anleitung des Ingenieurs zu studieren.

Allein, es sollte nach all diesen Siegen noch einmal die Prüfung nicht fehlen. In der Druckerei brach ein Feuer aus, welches drei Tage lang nicht gelöscht werden konnte, und Schriften, große Papiervorräte, wertvolle Bücher, was aber am aller betrübendsten war, auch viele Manuskripte wurden ein Raub der Flammen. Am schmerzlichsten war Carey dabei der Verlust eines Teiles seines bengalischen Wörterbuches und die jahrelang gesammelten Vorarbeiten zu dem Wörterbuch, welches mit dem Sanskrit alle die andern Sprachen enthalten sollte: sie waren dahin! Allein, unser Carey stand innerlich so in der Kraft seines Herrn, daß er keinen Augenblick verzagte, sondern die Hoffnung hegte, den Verlust wieder zu ersetzen, sofern ihn der Herr am Leben ließe.

Der Verlust an Geld konnte auf M. 200 000 geschätzt werden; allein, die Teilnahme in der Heimat war so groß, daß Fuller die große Freude hatte, seinem Komitee bald darauf mitteilen zu können, es seien keine weiteren Sammlungen mehr notwendig, denn binnen 50 Tagen wäre die ganze nötige Summe zusammen gekommen. Diese Mitteilung wurde in folgenden Worten gemacht: „Nun, Brüder! das Geld ist bezahlt! Der Verlust, den das Feuer in Sirampur verursacht hat, ist ersetzt, und die Beiträge fließen so reichlich von allen Seiten und von allen Denominationen ein, daß ich glaube, wir müssen eine Bekanntmachung er-

lassen, in welcher wir mitteilen, daß der Schaden ersetzt ist. Man ist so willig und entgegenkommend, daß wir die Sammlung schließen müssen."

In dieser Zeit wurde auch in Kalkutta eine Filial-Bibelgesellschaft der großen Muttergesellschaft in London errichtet an Stelle des korrespondierenden Komitees, dessen Mitglieder Carey und seine beiden Kollegen ursprünglich waren.

Aus den Gedenkblättern, die die Missionare in längeren Zwischenräumen für die Freunde der Mission in England herausgegeben, lassen wir hier noch einiges folgen:

„1. Die 5. Auflage des Neuen bengalischen Testamentes, die 5000 Exemplare stark war, ist nach 3 Jahren fast ganz vergriffen, wir müssen daher eine neue Auflage drucken und werden 6000 Neue Testamente mit den Psalmen und einigen andern Teilen des Alten Testamentes fertig stellen.

„2. Der letzte Band des Alten Testaments in Sanskrit wurde vor zwei Jahren gedruckt, und die erste Auflage des Neuen Testament ist bereits gänzlich vergriffen. Die zahlreichen Nachfragen nach der Bibel in dieser Sprache seitens der Gelehrten Indiens haben uns bewogen, eine neue Auflage der ganzen Bibel herauszugeben.

„3. Im Hindostan war das Alte Testament vor zwei Jahren fertig gestellt. Die Auflage des Neuen Testaments ist fast vergriffen, und da Herr Chamberlain eine neue und bessere Übersetzung angefertigt hat, so haben die Brüder beschlossen, seine Übersetzung statt ihrer eignen zu drucken.

„4. Schon lange ist die ganze Heilige Schrift in der Orissa-Sprache herausgekommen, und die Nachfrage nach derselben, wie nach dem Neuen Testamente im besondern, ist so stark, daß wir jetzt wieder 4000 Exemplare drucken müssen.

„5. Vor mehreren Monaten ist der letzte Band des Alten Testamentes in der Mahratta-Sprache erschienen, so daß die Übersetzung in diese Sprache jetzt ganz vollendet ist.

„In diesen fünf Sprachen ist nun die ganze Heilige Schrift gedruckt und verbreitet; in den vier letzteren befinden sich die zweiten Auflagen des Neuen Testaments in der Presse und in der erstgenannten, der bengalischen, die vor fünf und zwanzig Jahren angefangen wurde, bereits die sechste Auflage des Neuen Testaments. In den folgenden zehn Sprachen ist das Neue Testament bereits oder wird demnächst herausgegeben, in etlichen derselben auch die fünf Bücher Mose und andre Teile des Alten Testaments.

„1. In der chinesischen Sprache war die Übersetzung des Alten Testaments vor mehreren Jahren vollendet. Außer dem Neuen Testament sind jetzt die fünf Bücher Mose, die poetischen und die prophetischen Bücher gedruckt. Die historischen Bücher, mit denen die ganze Heilige Schrift vollständig sein wird, werden wahrscheinlich vor Ende des folgenden Jahres herausgegeben werden.

„2. In der Sikh-Sprache sind außer dem Neuen Testament, die fünf Bücher Mose und die historischen Bücher gedruckt; und die poetischen sind bis zur Mitte des Buches Hiob fertig. So stark ist indessen das Verlangen dieses Volkes nach dem Neuen Testament gewesen, daß die ganze Auflage nahezu verbreitet ist, und wahrscheinlich wird eine zweite nötig werden, ehe das Alte Testament ganz heraus ist.

„Mit Ausnahme der Mugs an der Grenze von Arakan hat kein Volk Indiens ein stärkeres Verlangen nach der Heiligen Schrift bezeigt, als dieser abgehärtete Stamm; und die Verbreitung fast jedes Exemplares war mit der erfreulichen Hoffnung verbunden, daß es gelesen und geschätzt werden würde.

„3. In der Puschtu oder afghanischen Sprache, von dem Volk gesprochen, das nach der Annahme einiger von den zehn verlornen Stämmen Israels abstammen soll, ist das Neue Testament gedruckt. Die fünf Bücher Mose sind auch bereits bis zum dritten Buche unter der Presse.

„4. In der Telinga- oder Telugu-Sprache ist das Neue Testament vor zwei Jahren herausgegeben worden, und die fünf Bücher Mose sind bis zum dritten gedruckt. Diese Übersetzung beabsichtigen indessen die Brüder, wenn die fünf Bücher Mose vollendet sein werden, der Madras-Zweig-Bibel-Gesellschaft abzutreten.

„5. In der Kunkuna-Sprache wurde das Neue Testament vor über achtzehn Monaten vollendet, und die Bücher Mose sind bis zum vierten bereits gedruckt. Da diese Provinz aber unmittelbar unter der Fürsorge der Bombayer Bibel-Gesellschaft fällt, so ist es die Absicht, nach Beendigung des Druckes der Bücher Mose diese Übersetzung derselben zu überlassen.

„6. In der Wutsch- oder Multani-Sprache ist das Neue Testament in den letzten achtzehn Monaten in ihren eigenartigen Buchstaben gedruckt worden. Aber da die Gelegenheiten zur Verbreitung dieser Übersetzung außerordentlich beschränkt gewesen sind und die Missionare wenig Aussicht haben, in jener Provinz eine Mission zu begründen, haben sie den Punditen entlassen und die Übersetzungsarbeiten eingestellt, bis diese Umstände und auch die pekuniären Verhältnisse günstigere sein werden.

„7. Auch in der assamesischen Sprache ist das Neue Testament vor beinahe zwei Jahren im Druck erschienen, und da die Lage dieses Landes nahe bei Bengalen es höchst wünschenswert macht, mit der Übersetzung fortzufahren, ist der Druck einer Auflage des Alten Testamentes begonnen worden, und zwar im großen Oktavformat mit Doppel-Kolumnen, was die Kosten sehr beträchtlich ver-

ringern wird; die Buchstaben sind den bengalischen, sowohl in der Gestalt wie in der Größe, ähnlich.

„8. In der Guzurate-Sprache ist das Neue Testament jetzt glücklich im Druck vollendet, dreizehn Jahre nach der Heranziehung des ersten Punditen in dieser Sprache. Es ist acht- bis neunhundert Seiten stark und ist in den Deva-Naguri-Schriftzeichen gedruckt. Diese Übersetzung beabsichtigen die Brüder ihren Brüdern von der Londoner Missionsgesellschaft zu überlassen, die jetzt diese Sprache studieren, damit sie ihre Aufmerksamkeit völliger solchen Sprachen zuwenden können, mit denen noch niemand anders sich beschäftigt.

„9. In der Bikanir-Sprache ist das Neue Testament jetzt auch im Druck fertig. Es enthält achthundert Seiten und ist in den Naguri-Lettern gedruckt. Diese Übersetzung wurde vor fast sieben Jahren begonnen.

„10. Diesen können wir das Neue Testament in der Kaschmir-Sprache hinzufügen; diese Übersetzung ist seit beinahe acht Jahren in Arbeit und wird in etwa Monatsfrist im Druck vollendet sein. Es ist in einer eignen, hübschen Schrift gedruckt, wie schon in einem früheren Bericht erwähnt.

„In diesen zehn Sprachen kann das Neue Testament als herausgegeben angesehen werden. Außer diesen fünfzehn Sprachen, in denen das Neue Testament vollendet ist, sind noch sechs, in denen es mehr als halb durch die Presse ist. Das sind Übersetzungen in die Kurnata-, die nepalesische, die Haroti-, die Marwar-, die Bhughulkund, und die Udschein-Sprache. Noch zehn Monate weiter, und sie haben Ursache zu hoffen, daß auch diese im Druck vollendet sein werden, und dann wird das Neue Testament in einundzwanzig Sprachen Indiens, und zwar in den bei weitem verbreitetsten und wichtigsten, im Druck herausgegeben sein. Es ist die Absicht der Brüder, die erste dieser,

die Kurnata, der Madras-Bibelgesellschaft nach Vollendung des Neuen Testaments zu überlassen, damit sie besser im stande sein mögen, sich auf die übrigen Sprachen zu werfen, in denen noch von niemand anders eine Übersetzung angefangen ist.

„Die übrigen Übersetzungen, die jetzt in Arbeit sind, sind die folgenden zehn, deren Druck bereits in Angriff genommen ist.

„In der Dschumbu-, Kanudsch- und Kassya-Sprache bis Johannes gedruckt; in der Khoschal-, Bhutan-, Dogura- und Magudha-Sprache bis Markus, in der Kumaun-, Gudwal- und Munipura-Sprache bis Matthäus gedruckt.

„Diese zehn Übersetzungen sind daher so weit fortgeschritten, daß die Vollendung in keiner Weise schwierig ist. Beim Vergleich dieses Berichts mit dem letzten wird man bemerken, daß in mehreren der dort angeführten Sprachen die Übersetzung aufgegeben ist. Dazu sind die Brüder durch die Ebbe im Übersetzungsfonds gezwungen worden, die hauptsächlich von den durch die neuen Auflagen der jetzt im Druck befindlichen Sanskrit, Bengalischen, Hindi- und Orrissa-Sprachen verursachten großen Ausgaben herrührt. Indem sie jene aber aufgaben, haben sie sich von einer gebührenden Erwägung sowohl der Wichtigkeit der verschiedenen Sprachen leiten lassen, mit denen sie jetzt beschäftigt sind, wie auch der Leichtigkeit, mit der Punditen zu haben sind, falls das Publikum sie instandsetzt, die Arbeiten wieder aufzunehmen."

Soweit der Bericht. Die Arbeit wurde rüstig fortgesetzt, so daß bei Careys Tode die ganze Bibel oder Teile in vierzig Sprachen oder Dialekte übersetzt worden war. Natürlich war bei diesen Übersetzungen noch manches zu finden, was der Verbesserung bedurfte. Carey und seine Brüder waren sich wohl bewußt, daß andre nach

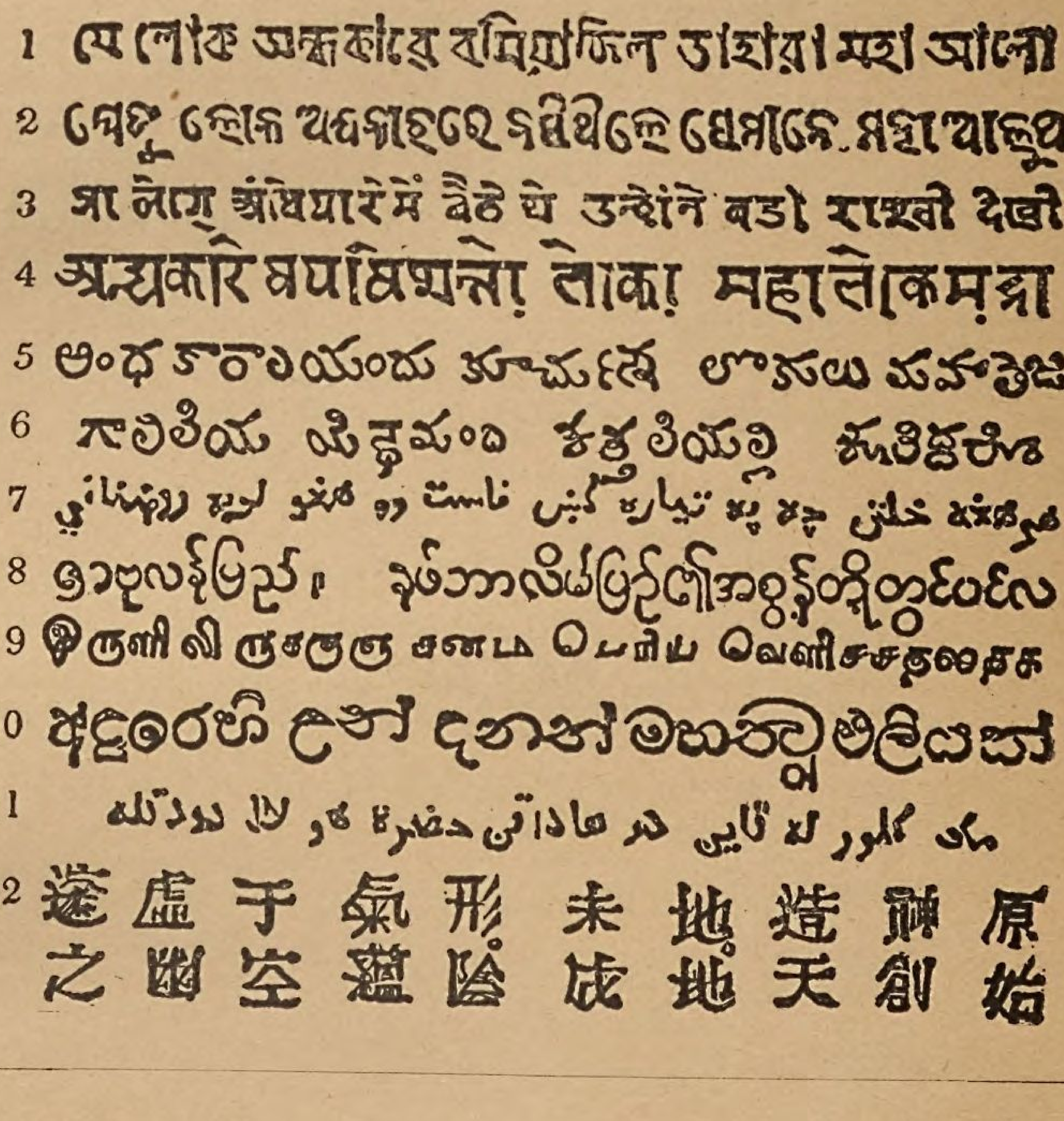
ihnen kommen müßten und würden, um auf dem von ihnen gelegten Grunde weiter zu bauen.

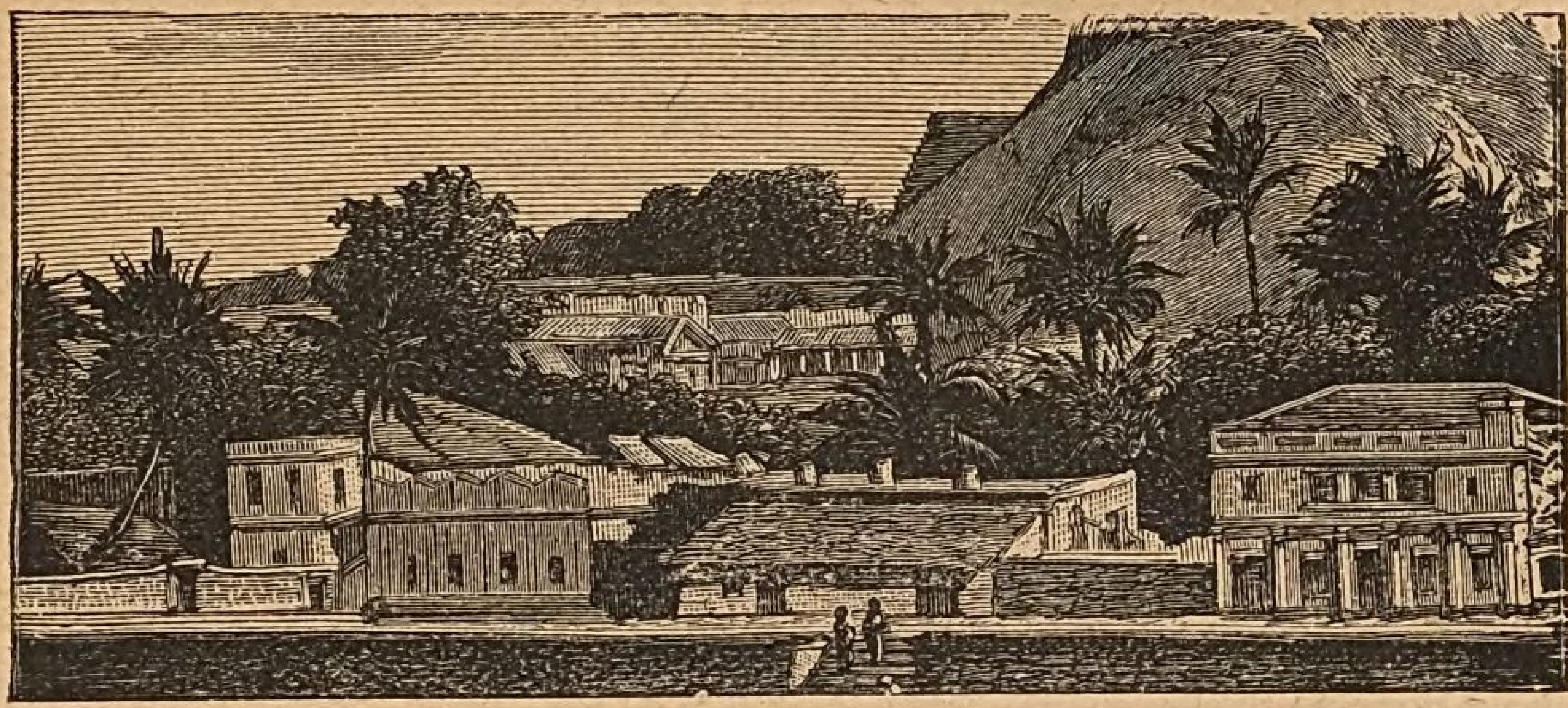
Wir lassen hier ein Blatt folgen, auf welchem einige der genannten Sprachen in ihren Schriftzügen vorgeführt werden.

Dr. Yates und Dr. Wenger durften Careys Nachfolger sein, und was sie über die Leistung ihres Vorgängers aussprachen, das läßt erkennen, daß sie seine Arbeiten sehr zu würdigen wußten. Nach Dr. Yates Zeugnis war Dr. Carey der erste bengalische Prosa-Schreiber von irgend welcher Bedeutung. Dr. Wenger aber bezeugte in einer öffentlichen Versammlung im Jahre 1875: „Ich fühle mich gedrungen, zu erklären, daß es mein Begriffsvermögen übersteigt, wie Dr. Carey im stande war, auch nur den vierten Teil seiner Übersetzungen fertig zu bringen. Sie waren von ganz hervorragender Nützlichkeit zu seiner Zeit. Vor ungefähr zwanzig Jahren wollten gewisse Freunde das Evangelium unter den Afghanen bei Pischawar verbreiten. Sie fanden, daß die einzige jenen Stämmen verständliche Übersetzung die in Sirampur von Dr. Carey hergestellte war.“

Nachbildung des Verses: „Das Volk, das im Finstern saß, hat ein großes Licht gesehen," in den folgenden orientalischen Sprachen:

1. Bengalisch.
2. Orissa.
3. Hindostanisch oder Urdu.
4. Sanskrit.
5. Telinga oder Telugu.
6. Kurnata.
7. Afghanisch.
8. Birmanisch.
9. Tamilisch.
10. Singalesisch.
11. Malayisch.
12. Chinesisch.





Zehntes Kapitel.

Carey als Menschenfreund.

Stets sind es die Missionare gewesen, welche in der Verbesserung der sozialen und bürgerlichen Lage der Völker allen vorangingen. Wie könnte es auch anders sein, als daß diese Männer, welche den größesten Menschenfreund zu ihrem Herrn und Meister haben, die Lage der Leute, unter denen sie leben, in jeder Beziehung höben?! Das Evangelium, dessen Träger sie sind, bedeutet ja Gegnerschaft von alledem, was Unterdrückung, Grausamkeit und Bosheit heißt. Diese Leute sind die natürlichen Stützen aller derjenigen großen Staatsmänner, die es jemals versucht haben, durch gute und weise Gesetze der Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit die Gerechtigkeit und die echte Menschlichkeit entgegen zu stellen. Sie sind es, welche den Unwissenden die ersten Grundzüge wahren Wissens beibringen, durch welche den Barbaren die ersten Begriffe zivilisierter Kunstfertigkeit übermittelt wird. Sie bringen die Sprachen in geregelte Form, schaffen den Nationen eine Litteratur, befreien die Geister von den schädlichen, verabscheuungs-

würdigen Einflüssen des Aberglaubens; durch ihre Hilfe wurden die Fesseln der Sklaverei gelöst, Hunger und Elend muß vor ihnen weichen, und sie heilen die körperlichen Krankheiten und Nöte; die Frauen gelangen zu ihren Gott gewollten Rechten, und die Wohnungen, in denen sonst nur Grausamkeit zu Hause war, werden zu Stätten des Friedens und der Liebe. Alle diese Erleichterungen und Segnungen wurden stets von den Missionaren mit größtem Eifer erstrebt, und je mehr das Kreuz an Sieg gewinnt, je mehr man mit der Zeit solchen Einfluß zu würdigen versteht, je mehr häufen sich die Zeugnisse für diese wohlthätigen Bestrebungen. Männer in hohen Staatsstellungen, ja, selbst die Blaubücher der Regierungen halten mit ihrer Anerkennung nicht mehr zurück. Es war am Platze, daß der erste englische Missionar, welchen die erste englische Missionsgesellschaft aussandte, auch in menschenfreundlichen Bestrebungen die Führung übernahm, und keine Lebensbeschreibung William Careys würde vollständig sein, wenn sie nicht von seinen Bemühungen zur Hebung der sozialen Lage der Eingebornen Indiens berichtete.

Die erste Reform, zu deren Herbeiführung Carey mitwirkte, war die Aufhebung der Kinder-Opfer bei den großen jährlichen Festen zu Ganga-Saugor. Der vermeintliche Vorzug dieses besonderen Ortes wurde von seiner geographischen Lage hergeleitet. Ganga ist das Wort für Ganges, und Saugor bedeutet See, und da an dieser Stelle der Fluß in die See fließt, so besteht der Irrwahn, daß eben diese Stelle besonders heilig sei. Man hielt es für besonders verdienstvoll, hier Opfer zu bringen, und gar viele der Kinder waren es, die Jahr für Jahr in diesen Wassern ertränkt, oder von den Krokodilen verschlungen wurden.

Im Jahre 1801 wurde der Freund Careys, Herr Udney, in den geheimen Staats-Rat berufen, und er er-

kannte es als eine seiner ersten Aufgaben, die Aufmerksamkeit des Lord Wellesley auf diesen Gegenstand zu lenken. Dies geschah denn auch mit solchem Erfolg, daß Carey die Aufforderung erhielt, die Sache gründlich zu erforschen, um der Regierung sodann Bericht darüber erstatten zu können. Er hatte diesen Auftrag dem Umstand zuzuschreiben, daß er am College im Fort William an-



Opfer eines Kindes im Ganges.

gestellt war. Sein Bericht sollte nicht nur den einen Auswuchs des Aberglaubens, wie er durch die Opferung der Kinder zu Tage trat, sondern auch andre ähnliche einschließen, und er machte ihn daher so ausführlich als möglich. In seinem Bericht legte er dar, wie die religiösen Vorschriften der Hindus in den Sastras für diese greuliche Gewohnheit gar keinen Anlaß böten, und gerade diese Erklärung gab dem Gouverneur das Recht, die Kinder-Opfer als ungesetzlich hinzustellen. Als nun das nächste Fest

heran kam, da stand das Militär an den Wassern des Ganga, um darüber zu wachen, daß das Gesetz befolgt würde. Wunderbarerweise fügten sich die Eingebornen dieser segensreichen Neuerung nicht nur ganz ruhig, sondern sie stimmten derselben so zu, daß die Grausamkeit nicht allein ganz aufhörte, sondern daß man nach einiger Zeit sogar leugnete, daß solche Sitte je bestanden hätte.

Eine andre abscheuliche Unsitte, auf die Carey seine entschiedenen Angriffe richtete, war die „Sutti“, d. h. die Verbrennung der Witwen auf den Scheiterhaufen ihrer verstorbenen Gatten. Die Beschreibung, welche er hierüber an Ryland schickte, als er zum erstenmal diesen greulichen Gebrauch des Götzendienstes in Erfahrung gebracht hatte, lassen wir folgen: „Als ich von Kalkutta zurückkehrte, sah ich zum erstenmal eine Witwe, welche sich selbst mit dem Leichnam ihres Mannes verbrannte. Wir befanden uns nahe bei dem Dorfe Noya Serai oder Niaserai; da es Abend war, verließen wir unser Boot, um zu Fuß zu gehen. Da sahen wir eine Anzahl Menschen an dem Flußufer versammelt. Ich fragte, warum man hier versammelt sei? und erhielt zur Antwort: man wolle den Leichnam eines verstorbenen Mannes verbrennen. Ich forschte, ob denn auch die Frau mit ihm sterben würde? «Gewiß,» antworteten die Umstehenden, nach der Betreffenden hinzeigend, welche schon dem Scheiterhaufen nahe stand. Dieser war von großen Holzstücken errichtet, die zwei und einen halben Fuß lang waren, und etwa zwei Fuß weit auseinander lagen. Oben darauf lag der Leichnam des Gatten. Ihr nächster Verwandter stand bei ihr und ein Korb mit Kivy (d. i. Süßigkeiten) war in ihrer Nähe. Auf meine Frage: ob sie dies schreckliche Los freiwillig erwähle, oder ob sie durch böse Einflüsse bewogen sei, sich also zu opfern, erhielt ich die Antwort: sie folge nur ihrer ganz freien Wahl! Ich redete, bis das Argumentieren

zwecklos wurde, und dann begann ich, mit aller meiner Macht gegen die abscheuliche That zu protestieren, und erklärte den Leuten, daß sie im Begriff ständen, einen schrecklichen Mord zu begehen. Sie dagegen behaupteten, daß es eine große und heilige Handlung sei und bemerkten mit sehr bösen Mienen, wenn ich es nicht sehen wollte, so könnte ich ja meines Weges gehen, und forderten mich dann auch geradezu auf, mich zu entfernen. Hierauf erwiderte ich ihnen, daß ich nicht fortgehen würde; daß ich entschlossen wäre, zu bleiben und Zeuge ihres Mordes zu sein, und daß ich sicherlich vor dem Gerichte Gottes sie dermaleinst verklagen würde. Dann beschwor ich die Frau, sich nicht in den Tod zu stürzen, sie möge ihr Leben doch nicht fortwerfen und sich nicht fürchten, denn es würde ihr sicherlich nichts Böses geschehen, wenn sie sich dem Verbrennen entzöge. Aber in der ruhigsten Weise bestieg sie trotzdem den Scheiterhaufen, und tanzte sogar mit ausgebreiteten Händen auf demselben einher, als ob sie völlig ruhig in ihrem Herzen sei. Bevor sie jedoch hinauf stieg, führte der Verwandte, welcher das Feuer anzuzünden hatte, sie sechsmal um den Holzstoß herum, und zwar in zwei Zwischenräumen je dreimal. Bei diesen Rundgängen streute sie aus ihrem Korbe die erwähnten Süßigkeiten unter die Menge, die sie aufhoben und als sehr heilige Dinge verzehrten. Nachdem dies beendet war und sie den Scheiterhaufen bestiegen und den erwähnten Tanz ausgeführt hatte, wodurch sie uns offenbar die Meinung beibringen wollte, daß sie ganz freiwillig und mit Freuden in den Tod ginge, streckte sie sich an der Seite des Leichnams nieder, legte einen Arm unter dessen Hals und den andern darüber. Dann wurde ein Haufen trockner Kakaoblätter und andrer Sachen über sie zu einer beträchtlichen Höhe angehäuft und dann mit geschmolzener Butter überschüttet. Zwei lange Bambusstäbe wurden dann verquer über sie gelegt und

fest niedergedrückt, und als das Feuer endlich angelegt wurde, da brannte die fettgetränkte Masse in einem Augenblick lichterloh. Die Menge brach dann in das jubelnde Geschrei aus: «Hurri Bol!» «Hurri Bol!», welches der gewöhnliche Freudenruf ist, den sie gebrauchen, wenn sie Hurri, die Frau des Hur oder Seeb anrufen. Dies verrückte Geschrei des Menschenhaufens machte es völlig unmöglich, irgend einen Laut zu hören, wenn die Frau gestöhnt oder auch noch so angstvoll geschrieen hätte. Es war ihr aber völlig unmöglich gemacht, aufzuspringen, wegen der beiden Bambusstäbe, die mit der Gewalt von Hebeln fest auf sie niedergedrückt wurden. Wir erhoben gegen den Gebrauch dieser Bambusstäbe starken Einspruch, und blieben dabei, daß das Gewalt gebrauchen heißt, um die Frau am Aufspringen zu hindern, wenn das Feuer sie brenne. Allein sie blieben dabei, es geschähe das nur, um den Holzstoß vor dem Umstürzen zu bewahren. Wir konnten es nicht länger aushalten. Indem wir aber fortgingen, klagten wir die Versammelten mit lauter Stimme des Mordes an, und bewiesen ihnen nach Möglichkeit unsern Abscheu und unser Entsetzen."

Keine Mühe wurde gespart, um die Regierung für Abstellung solcher Greuel zu gewinnen; der erste Schritt dazu war der, den Freunden in England einen Begriff von den Zuständen beizubringen. Daher wurden ausführliche Beschreibungen der Unsitte nach Hause gesandt, welche dort in weiten Kreisen verbreitet wurden. Man sammelte sorgfältig zusammengestellte Statistiken, stellte Agenten an, welche alle Fälle von Witwenverbrennungen, die sie im Umkreise von sieben Meilen entdeckten, zu melden hatten. Da kam es denn heraus, daß auf diesem Gebiet jährlich etwa vierhundert solcher Verbrennungen vorkamen. Weitere Nachforschungen brachten noch größere Zahlen ans Tageslicht.

Während dieser Nachforschungen gab sich Carey mit

Hilfe seiner gelehrten Punditen daran, die Hinduschriften genau zu durchforschen, um zusammen zu stellen, was dieselben über solche Verbrennungen enthielten. Diese Statistiken und Aussprüche wurden dann an Herrn Udney geschickt, damit er sie bei geeigneter Gelegenheit im Staats-Rate vorbrächte. Hierbei berief man sich auf das Verbot der Kindermorde als einen Präzendenzfall für weitere Reformen in derselben Richtung. Unglücklicherweise verließ gerade in dieser Zeit der treffliche Lord Wellesley Indien. Wäre er noch geblieben, so würde der Unsitte ein schnelles Ende bereitet worden sein, während es jetzt noch 24 Jahre dauerte, bis der schreckliche Aberglaube ausgerottet wurde. Dem Lord William Bentinck, einem der weisesten und wohlwollendsten der indischen Gouverneure, gehört die Ehre, dieses Werk der Menschlichkeit ausgeführt zu haben. Er begann seine Herrschaft mit dem festen Entschluß, dem fluchbeladenen Gebrauche den Todesstoß zu geben, und so wurde denn eine Proklamation in allen Gebieten der Kompanie nach Nord und Süd, nach Ost und West umher geschickt, welche das strenge und scharfe Verbot derselben enthielt. In dieser Proklamation hieß es: „Die Sitte der Sutti oder des Verbrennens oder Lebendigbegrabens der Hindu-Witwen wird hiermit für ungesetzlich und strafbar erklärt!"

Um aber irgend einen Irrtum und ein Mißverständnis zu vermeiden, sollte die Proklamation in Englisch und Bengalisch veröffentlicht werden. Der General-Gouverneur schickte daher seinen Sekretär mit der Aufforderung an Carey, das Schriftstück ins Bengalische zu übertragen. Das war am Samstag-Nachmittag, als Carey bei der Vorbereitung seiner Predigt war. Aber die Arbeit wurde unverzüglich begonnen, denn jetzt galt es, keine Zeit zu versäumen, da es sich darum handelte, Menschenleben zu retten. Es erschien Carey, daß sein Platz jetzt in diesem

Augenblicke am Pult statt auf der Kanzel sei. Der Sonntag neigte sich kaum seinem Ende zu, da lag die Arbeit schon völlig übersetzt zur Verbreitung fertig da. Es ist unmöglich, den Dank und die Freude zu beschreiben, die der hochherzige Mann empfunden haben muß, als endlich der Greuel des grausamen Aberglaubens gebannt war, der so lange Jahre hindurch sein Herz belastet hatte. Mehr als alle andern war er es gewesen, der diesem großen Ziele der Befreiung zugesteuert hatte.

Die Stiftung für den Unterricht von Kindern bedürftiger Eltern ging auch von Carey und seinen Freunden aus; waren doch die mitleidigen Herzen der Missionare gar tief bewegt durch den vernachlässigten, elenden Zustand, den sie nicht nur bei den mehr denn 7000 eingewanderten portugiesischen Familien, sondern ebensowohl bei den Armeniern, Griechen ꝛc. sahen, die in Kalkutta lebten. Gerade diese gemischte Bevölkerung war die allerärmste, in der That viel bedürftiger als Hindus und Mohammedaner. Die Frei-Schule aber, welche für sie viele Jahre bestanden hatte, war durch die schlechte und untreue Verwaltung der dafür einkommenden mildthätigen Gaben sehr zurückgegangen. Eine kräftige Reform war bereits durchgeführt, aber die Schule war außer stande, der Not durchgreifend abzuhelfen. Auch erhielten dort nur solche Kinder Unterricht, die in volle Pension aufgenommen wurden. Carey aber und seine Gehilfen wünschten eine Frei-Schule für Tagschüler. Im Mai 1811 schreibt er daher an Dr. Ryland: „Vor einem Jahre eröffneten wir in Kalkutta eine Frei-Schule für Knaben, und in diesem Jahre verbanden wir mit derselben eine Mädchen-Schule. Wir haben jetzt ungefähr 140 Knaben und 30 Mädchen, und einer unsrer Diakonen, Herr Leonard, ein sehr trefflicher und thätiger Mann, hat die ersteren unter seiner Aufsicht, während eine gläubige Frau, die Mitglied unsrer Gemeinde ist, die Mädchen



Die heilige Quelle des Ganges.

unter sich hat. Beim Unterricht machen wir recht ermutigende Erfahrungen, und zwar gehen wir nach dem Lancaster Plan."

In dem ersten Schul-Bericht heißt es dann: „In unsrer Stadt gibt es eine Menge Leute, die den Christennamen führen, darunter auch viele, die von Hindus und Muselmännern abstammen, die aber in den erbärmlichsten Verhältnissen leben und deren Armut sie von allem christlichen Unterricht ausschließt, die auch niemals in einer ihnen verständlichen Sprache christlichen Unterricht genossen haben. Die traurige Folge davon ist, daß sie in allen Lastern groß werden, zu denen ihre traurige Lage sie versucht. Hierbei ist es gerade der von Lancaster eingeführte Plan, welcher in der Heimat so hoch geschätzt wird, der hier den geeigneten Weg zeigt, um unter den obwaltenden Verhältnissen den Opfern der Unwissenheit und des Lasters das zu bieten, was allein dem Unheil steuern kann. Die große Einfachheit, welche der oben genannte Lehrplan in sich faßt, und welcher es möglich macht, auch in London etwa tausend Kinder mit einem Kostenaufwande zu unterrichten, der kaum dazu hinreichen würde, fünfzig zu beherbergen und zu beköstigen, wird auch hier bei den zahlreichen Kindern die segensreiche Wirkung nicht fehlen lassen. Unsre Kinder lernen die Heilige Schrift englisch lesen und werden im Schreiben und Rechnen unterrichtet. Sodann lernen sie auch bengalisch schreiben und müssen in dieser Sprache rechnen und die Heilige Schrift lesen, was ihnen gewöhnlich leichter wird, als das ihnen meist unbekannte Englisch. Unsre Jugend stellt ein buntes Gemisch dar, je nach Farbe, Vaterland und Religion, denn sie besteht aus Kindern von Europäern, Indiern, Portugiesen, Hindus, Armeniern, Moslems, von Eingebornen aus Sumatra, Mozambique und Abessinien. Die Geschichte der einzelnen faßt oft sehr Interessantes in sich, und eine davon will ich erzählen. Thomas, ein etwa zwölfjähriger Knabe, wurde nach kurzer

Schulzeit von seinem Wohlthäter, Kapitän W., als Pensionär unter meine besondere Obhut gestellt. Der Kapitän war auf einer seiner Seereisen an die Küste von Sumatra gekommen, die teils von den Bottas bewohnt ist. Unter andern Dingen bemerkte er zu seinem Staunen drei Knaben in einer Art Holzkäfig, die wie Mastschweine eingesperrt waren. Als er fragte, was dies bedeute, erhielt er die Antwort, die Kinder würden fett gemacht, um zum Schlachten verkauft zu werden. Der Kapitän bot sofort auf die Armen, und für 150 Dollar hatte er die Genugthuung, die Knaben sicher in sein Schiff bringen zu können. Ich kann nicht sagen, was aus den andern beiden geworden ist, aber der Kapitän brachte uns den einen, damit wir ihn zu einem brauchbaren Menschen erziehen sollten."

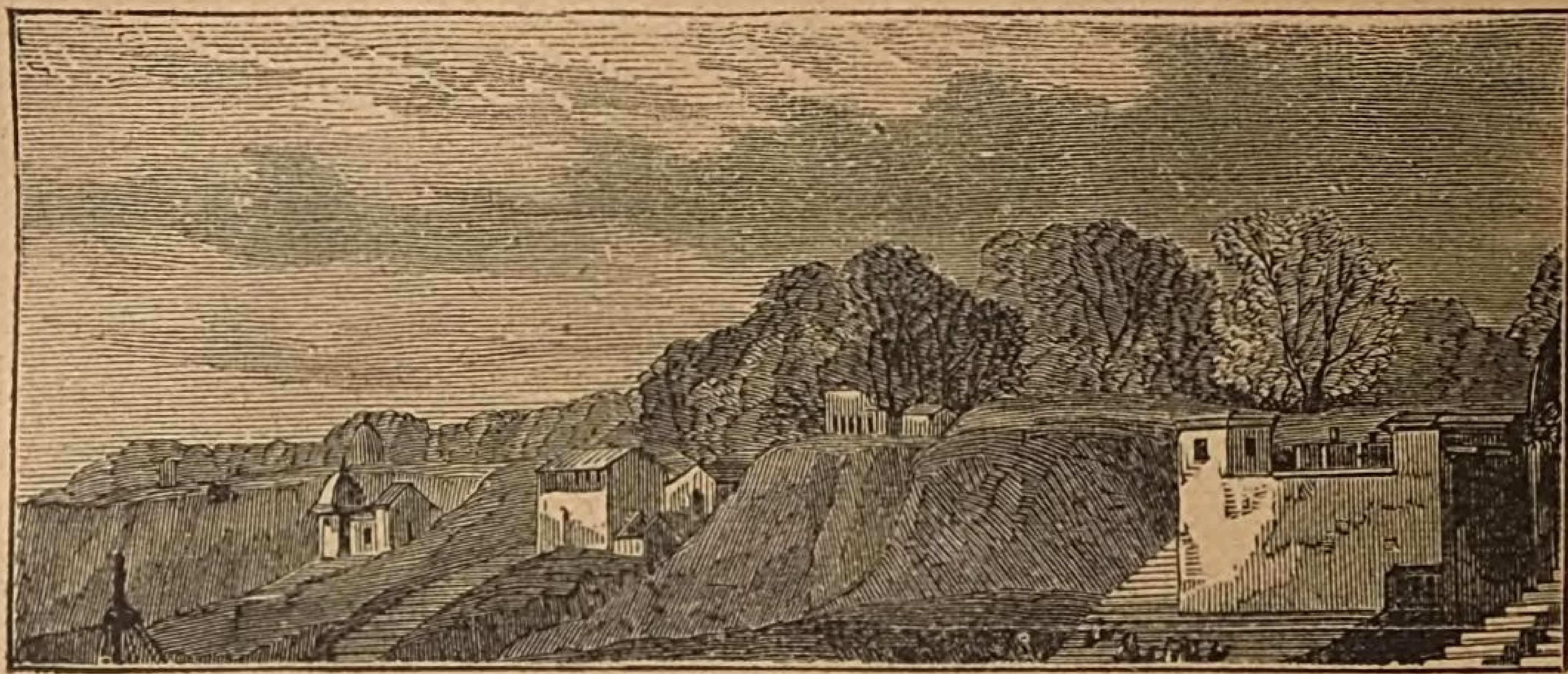
Es kostete indessen viel Anstrengung, die Schulanstalt lebensfähig zu erhalten, und 1826 stellte Carey daher einen Antrag an die Regierung um eine Unterstützung, welche ihm auch freundlich gewährt wurde. Eine Schuld, die man zu tragen gehabt, wurde bezahlt, Verbesserungen bewilligt und ein jährlicher Zuschuß von M. 4800 zugesagt. Hier wollen wir noch bemerken, daß die Anstalt ihre Gründer bis auf den heutigen Tag überlebt hat.

Jedoch diese Schule in Kalkutta war nicht das einzige, was Carey zum Heil der Kinder in Indien that, sondern wo irgend eine neue Missionsstation errichtet wurde, da sorgte er auch dafür, daß die Schule für Eingeborne nicht fehle. In dem Jahre 1817 bestanden nicht weniger als 45 solcher Schulen in dem Distrikt von Kalkutta, welche Zahl in späteren Jahren noch beträchtlich anwuchs. Und wenn auch gegenwärtig die Regierungsschulen die bei weitem zahlreicheren sind, so gibt es doch noch viele Gegenden in Indien, in denen gar kein Unterricht erteilt werden würde, wenn nicht christliche Missionen dafür gesorgt hätten.

Wenn wir hier aber die Anstalten aufzählen, welche die Nächstenliebe Careys ins Leben treten ließ, so dürfen wir sicher nicht die Anstalt übergehen, welche er für Aussätzige erbaute. Die grausame Behandlung, der die Opfer des Aussatzes gewöhnlich unterworfen waren, ergriff so sehr sein Herz, daß er nicht ruhen konnte, bis er auch für diese Elenden ein sicheres Heim geschaffen hatte, in dem wenigstens etliche der Heimgesuchten die geeignete Pflege erhielten.

Wir sollten es auch noch erwähnen, daß Carey der Gründer der ersten Zeitung war, welche in der Landessprache erschien. Sie wurde im Jahre 1818 in Sirampur gedruckt, erst unter dem Titel: „Spiegel des Neuen," dann unter dem veränderten: „Der Freund Indiens." Marshman wurde zu dem Redakteur gemacht, und wie wir leicht denken können, fanden Religion und Humanität hinfort einen höchst wichtigen und einflußreichen Verbündeten in diesem „Freunde Indiens."





Elftes Kapitel.

Carey als Naturforscher.

Die herabwürdigenden Beinamen, wie „der heilige Schuhmacher“, „Muckerprediger“, „Abtrünnige vom Webstuhl und Amboß“, mit denen ein gewisser klerikaler Schriftsteller die Missionare schmähte, waren ebenso unwürdig, als unedel und unchristlich. Ganz abgesehen von der durchläuterten Frömmigkeit, welche Carey beseelte, waren seine wissenschaftlichen Fähigkeiten und seine Kenntnisse in den verschiedensten Zweigen und namentlich auch in der Naturwissenschaft so hervorragend, daß sie mehr als genügend waren, die höchste Achtung zu verdienen. Ja, wäre Carey nur nach Indien gegangen, um sich der Naturwissenschaft zu widmen, anstatt dort als Missionar des Herrn Jesu aufzutreten, so würden ihn wahrscheinlich dieselben Leute, welche ihn jetzt verlachten und verspotteten, bis in den Himmel erhoben haben.

Bald nach seiner Ankunft in dem sonnigen Lande führten ihn dieselben Liebhabereien, die er schon als Knabe besessen, dazu, die Felder und Wälder, die ihn in Paulers-

pury umgaben, suchend zu durchstreifen, und bald war seine kleine Stube wieder in ein Museum umgewandelt, in welchem Pflanzen und Tiere buntester Art vertreten waren. Er beobachtete das Pflanzen- und das Tierleben auf das sorgfältigste. Dabei war aber die Botanik und der Landbau seine besondere Liebhaberei. Dies praktische Interesse gereichte Indien zu einem so wesentlichen Vorteil und brachte demselben solche Förderungen in jener Richtung, daß das Land niemals die Schuld abtragen kann, welche es dem wunderbaren Manne nach dieser Seite schuldet. Wir haben schon aus Careys Knabenjahren von seiner Blumenliebhaberei erzählt und gesagt, mit welcher Lust er den Garten seines Vaters baute, indem er sich dabei von seinem Onkel Peter, dem Gärtner des Dorfes, unterrichten ließ. Gleich nachdem er sich in Mudnabatty niedergelassen hatte, schrieb er nach England und bat dringend, man möge ihm einige Hacken, Sicheln, Pflugscharen und andre Werkzeuge senden, damit er das Land bebauen könne. Auch ließ er sich jährlich allerlei Garten- und Blumensamen kommen und gab dabei genau an, wie man die Sachen verpacken solle. Er schrieb, man möge doch die Früchte und Sämereien aus den besten Samenhandlungen beziehen, da es ein dauernder Gewinn für das Land, welches er sein Land nenne, sein würde.

In Sirampur aber erst konnte er seinem Hang zur Botanik freien Lauf lassen, denn zu dem Missionshause gehörte ein großes Stück Land, welches er in Angriff nehmen durfte, und bald erreichte die Kultur desselben einen solch hohen Grad der Vollkommenheit, daß es dem botanischen Garten der Ostindischen Kompanie in Kalkutta an die Seite zu stellen war. Sein Sohn versichert, daß seine Anlage die beste und seltenste Sammlung botanischer Pflanzen im Orient enthielte. Früchte und Gemüse, welche er auf seinen Reisen in dem Lande fand, brachte er mit,

und sie erreichten unter seiner Pflege eine besondere Vollkommenheit. Er war mit Recht stolz auf die Kohlsorten, welche er zog, und meinte, derselbe sei so gut wie irgend einer, der in London zu Markte getragen würde. Dabei machte es ihm besondere Freude, seine heimatlichen Feldblumen auch hier zu pflegen. Einst schickte ihm ein Botaniker aus England einen ganzen Sack verschiedener englischer Samen. Carey schüttelte den leeren Sack an einem schattigen Plätzchen über gutem Boden tüchtig aus, damit auch kein Körnchen verloren gehen sollte, und mit kindlicher Freude durfte er bald darauf ein Maßliebchen oder Gänseblümchen aufblühen sehen.

Careys Garten war sein Lieblings-Aufenthalt, und sein Sohn berichtet, in demselben habe niemand außer ihm etwas bestimmen oder einrichten dürfen. Hier brachte er seine stillen Stunden in Gebet und Nachdenken zu, und wer ein Beet oder eine Einfassung hier beschädigt hätte, der würde ihm großen Kummer bereitet haben. Es wird behauptet, seine Liebe zu den Pflanzen sei so zart gewesen, daß er sich sogar gescheut habe, eine Blume zu pflücken, und eine schattige Allee, die er selbst pflanzte, ist jetzt noch bekannt unter dem Namen „Careys Gang.“ Er erzog seine eignen Gärtner und brachte ihnen die botanischen Namen der Pflanzen und Bäume bei. Das nebenstehende Bildchen zeigt uns einen dieser Gärtner, den er schon als Knabe in seinen Dienst nahm, und der in seinem hohen Alter sämtliche Pflanzen mit Namen nannte, die in Careys Garten gewachsen waren.

Wie sehr Careys Name auch unter den Botanikern geschätzt wurde, das geht daraus hervor, daß, als Dr. Roxburgh, der Regierungs-Botaniker, durch Krankheit verhindert war, er es übernahm, den „Hortus Bengalensis oder ein Katalog der Botanischen Gärten der Ostindischen Kompanie in Kalkutta“ herauszugeben und zu drucken.

Und als Dr. Roxburgh starb, gab er die „Flora Indica" dieses Botanikers heraus, das bis heute als eins der besten Werke seiner Art dasteht.

In dem Jahre 1811 schrieb er ein Werk über Ackerbau, worin er namentlich auch die Kultur des Bauholzes

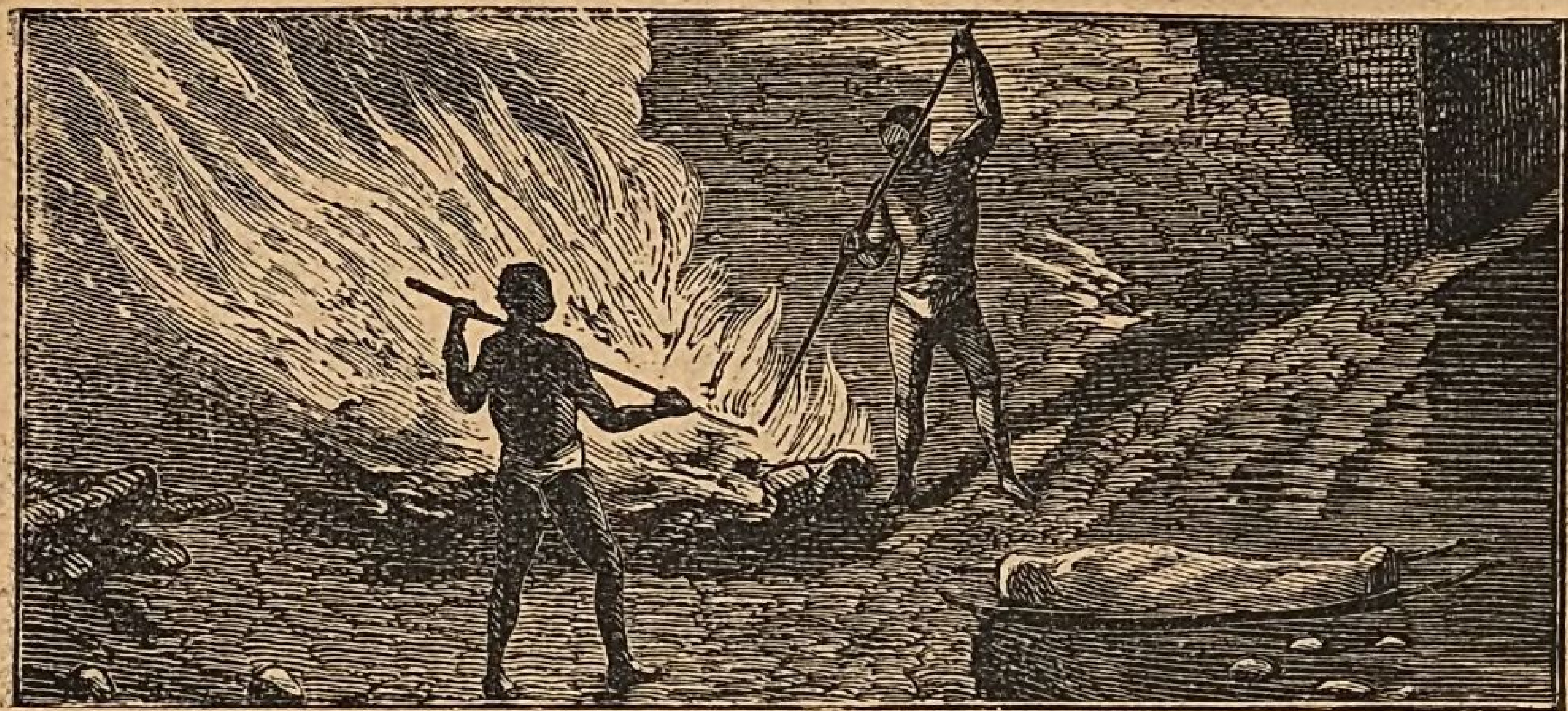


Dr. Careys Gärtner.

behandelte, worauf man bis dahin fast gar keinen Wert gelegt hatte. Zehn Jahre später, im Jahre 1821, erschien in dem „Missionary Herald", der Zeitschrift der Missionsgesellschaft, ein Aufsatz, worin es unter anderm heißt: „Ich danke Gott, daß Er mich noch immer gesund erhalten hat, so daß ich noch frisch in der Arbeit stehe. Lange

habe ich den Wunsch gehabt, die Gründung einer Ackerbau-Gesellschaft hier herbeigeführt zu sehen, und vor einigen Monaten hatte ich mit Lord Hastings eine Unterredung, in welcher mich derselbe sehr ermutigte, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Darum habe ich einen Prospekt veröffentlicht und im Lande umhergeschickt, und ich durfte die Freude erleben, daß am 14. September eine Gartenbau- und Ackerbau-Gesellschaft gegründet wurde, die bereits aus 50 Mitgliedern besteht. Auf Wunsch dieser Gesellschaft schrieb ich an den Lord Hastings und bat ihn, Patron des Unternehmens zu werden, an welchem sich viele der angesehensten Eingebornen beteiligt haben. Ich hoffe, daß auch dieses dem Lande zu großem Segen gereichen, und daß es mit dazu dienen wird, die Indier auf die Zeit vorzubereiten, wo auch sie ihre Schwerter in Pflugscharen verwandeln."

Andreas Fuller erzählt uns, wie die baptistische Missionsgesellschaft dem thätigen Gehirn des Bruder Carey ihr Entstehen zu danken habe; und diesem fruchtbaren Geiste entsprang sicherlich die Acker- und Gartenbau-Gesellschaft Indiens. Und ebenso wie das erstere und viel wichtigere Unternehmen schwach und unbekannt war in seinen Anfängen, so war das auch mit dieser wissenschaftlichen Anstalt der Fall, denn die durch jenen Prospekt zusammen berufene Versammlung bestand nur aus drei Europäern, außer den Missionaren selbst. Aber dadurch ließ sich Carey nicht zurückschrecken. Auch diese Gesellschaft blühte auf, und Lord Hastings wurde, wie schon berichtet, erster Patron derselben. Sie besteht noch bis auf den heutigen Tag, ist zu großer Bedeutung angewachsen und erfreut sich der hohen Gunst der Regierung, die sie kräftig unterstützt. Die andern Gesellschaften gleicher Art sind aus dieser ersten hervorgegangen.



Zwölftes Kapitel.

Carey und die Predigerschule in Sirampur.

Von Anfang an war es Carey und seinen Freunden klar bewußt gewesen, von welcher Wichtigkeit es für die Evangelisation des Landes sein würde, wenn man mit Ernst darauf hinwirkte, eingeborne Prediger zu gewinnen. Unsre Freunde waren nicht die blinden Fanatiker, als die sie ihre Feinde schilderten, sondern vorsichtige, praktische und nüchterne Männer, die sehr wohl einsahen, daß keine noch so treffliche Verstärkung europäischer Missionare genügen würde, die Millionen der Heiden zu erreichen, daß vielmehr das nur ein in das Volk selbst eingewurzeltes und dann wieder aus dem Volke hervorgehendes Christentum zu vollbringen vermöge. Die unberechenbaren Vorteile solch nationaler Mission haben ihre Begründung in den verschiedensten Umständen, wie in Sprache, Klima, Kenntnis aller Verhältnisse u. s. w. Darum wurde denn auch keine Zeit verloren und keine Mühe gespart, nach dieser Richtung hin zu wirken. Wir sehen daher auch unsern Freund Krischnu,

den ersten Bekehrten aus den Hindus, bald sein Land als Evangelist durchreisen.

Bei der natürlichen Entwickelung der Mission wurden die Missionsreisen ausgedehnt, neue Stationen, Schulen und Gemeinden gegründet, und die Zahl der Bekehrten mehrte sich; so wurde denn auch das Bedürfnis immer lebendiger gefühlt, man brauche eine Anstalt, in welcher eingeborne Prediger erzogen würden. In solch eine Anstalt konnte man dann diejenigen Leute aufnehmen, welche neben den nötigen Gaben auch die Hingabe besäßen, deren es bedarf, das Werk des Herrn zu treiben. Im Jahre 1817 gewann diese lange gehegte Absicht weitere Förderung, und Carey schrieb an Dr. Ryland:

„Wir haben ein Grundstück gekauft, welches an unser Missionshaus stößt und auf welchem ein altes Haus zunächst genügenden Raum bietet für solche, die uns der Herr zuführen wird. Ich hoffe freilich, bevor mich der Herr abruft, an Stelle dieses alten Hauses noch ein neues sehen zu dürfen, und ich halte es für überaus wichtig, wenn wir hier eine möglichst große Anzahl Eingeborner als Hirten ihrer Brüder erziehen können, denn englische Missionare werden niemals im stande sein, Indien ganz zu evangelisieren. Auch kann England niemals alle die Ausgaben aufbringen, welche es erfordern würde, die Millionen Hindus durch europäische Missionare genügend zu unterweisen. Indien wird niemals den Götzendienst aufgeben, um dem wahren Gott zu dienen, bevor nicht das Christentum in seiner ganzen Geistesmacht bekehrte Eingeborne durchdrungen hat, so daß sie befähigt werden, das Werk der Mission in voller Kraft zu betreiben. So weit ich beurteilen kann, muß das volle, ja, das Hauptgewicht des Werkes auf solchen eingebornen Evangelisten ruhen.“

Schon im nächsten Jahre wurde ein Prospekt einer Predigerschule herausgegeben, in dem die Ziele der Anstalt

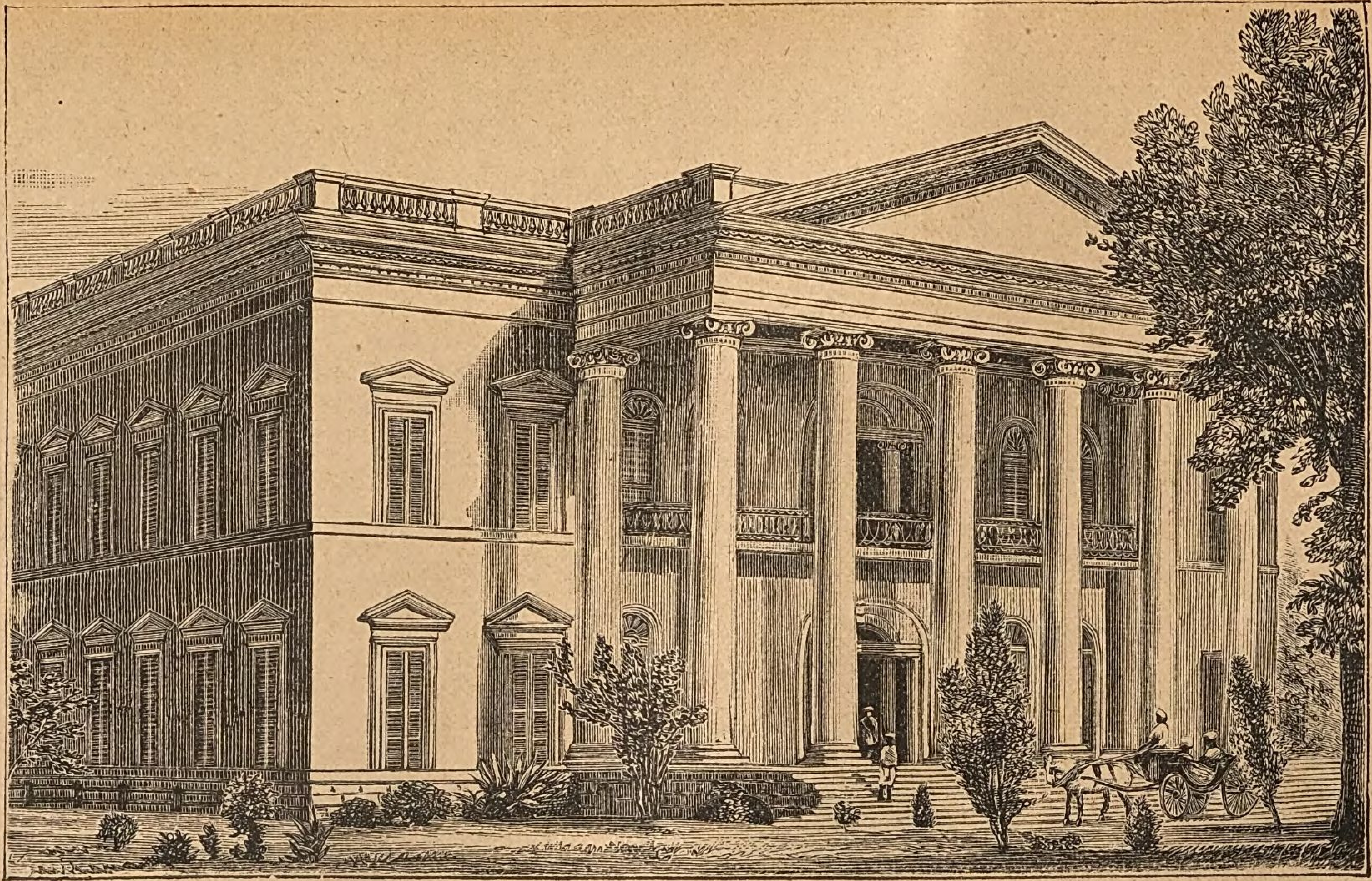
klar dargelegt wurden. Der Plan war es, die Studenten sowohl in den Lehren, die sie zu bekämpfen haben würden, wie in den Lehren, welche sie verbreiten sollten, gründlich zu unterrichten; und dabei wurde sehr viel Gewicht darauf gelegt, die Schüler auch mit dem Sanskrit bekannt zu machen, weil sie sonst den gelehrten Indiern gegenüber zu sehr im Nachteil bleiben müßten. Man war fest davon überzeugt, daß das Evangelium hier niemals Wurzel schlagen könne, wenn nicht der eingeborne Christ dem eingebornen Hindu gegenüber die Überlegenheit des Christentums über allen andern Systemen beweisen könne. Indem man aber die jungen Leute in solcher Weise in die Volkssprachen des gewaltigen Reiches und in die heilige klassische Sprache einführte, unterließ man es auch nicht, dem Englischen gebührende Rechnung zu tragen. Denn dadurch, daß man die besonders begabten Studenten durch Unterricht in der englischen Sprache befähigte, sich mit der europäischen Wissenschaft bekannt zu machen, gab man ihnen die Möglichkeit an die Hand, mit den so erworbenen Schätzen die eigne Sprache zu bereichern. Aber Englisch sollten nur diejenigen studieren, die sich das Sanskrit angeeignet hätten. Ein hervorstechender Zug der geplanten Anstalt war ihr weitherziger indenominationeller Charakter, der die Gewissensfreiheit eines jeden sorgfältig respektierte. Ein sorgfältiger Voranschlag der jährlichen Unterhaltungskosten war beigefügt, und Carey und seine Kollegen zeichneten aus ihren eignen Mitteln M. 50000. Die Leitung der Anstalt sollte in Händen des Gouverneurs in Sirampur und der drei ältesten Missionare liegen.

Dieser Prospekt wurde dem General-Gouverneur, Lord Hastings, unterbreitet, der durch sein Interesse die Sache wesentlich förderte und den Wunsch aussprach, das Patronat über die Anstalt zu übernehmen. Der dänische Gouverneur, Oberst Krefting, zeigte sich ebenfalls sehr

freundlich gesinnt und sandte seinem königlichen Herrn den Prospekt ein.

Dadurch ermutigt, schritt man zu dem Bau eines Gebäudes für die Predigerschule. Man entschied sich für den griechischen Stil, und wir verdanken Herrn J. C. Marshman die folgende Beschreibung. „Das mittlere Gebäude, welches 130 Fuß lang und 120 Fuß tief ist, enthält die öffentlichen Zimmer. Der untere Saal ruht auf Gewölben und ist 95 Fuß lang und 66 Fuß breit. Dieser Raum war zuerst für die Bibliothek bestimmt, ist aber nun für die Klassen eingerichtet. Der obere Saal von derselben Größe, welcher 26 Fuß hoch ist, ruht auf zwei Reihen ionischer Säulen und soll zu den jährlichen Prüfungen benutzt werden. Von den zwölf Seitengemächern oben und unten sind acht sehr geräumig, 27 bei 35 Fuß. Der Eingang nach dem Flusse zu ruht auf sechs Säulen, die über vier Fuß im Durchmesser haben. Das Treppenhaus ist 90 Fuß lang, 27 Fuß breit, 47 Fuß hoch; es hat zwei eiserne Treppen in eleganter Form, die in Birmingham gearbeitet sind. Die weiten Anlagen, welche das stattliche Gebäude umgeben, sind von einem Eisengitter mit einem großen, schönen Thore eingefaßt, welches ebenfalls aus Birmingham stammt." Marshman fügt hinzu: das Gebäude passe in seiner ganzen Anlage zu der Breite aller Unternehmungen der Missionare in Sirampur.

Während dieses Baues war Ward durch seinen leidenden Zustand gezwungen, einen Aufenthalt in der Heimat zu nehmen; und in diese Zeit fällt ein bedauerlicher Konflikt, welcher zwischen den Brüdern in Sirampur und dem Komitee in England entstand. Jedoch wollen wir auf diesen Zwischenfall hier nicht näher eingehen. Je eher diese Zwistigkeiten vergessen werden, desto besser ist es. Sollte aber doch jemand geneigt sein, solcher Sache näher nachzuforschen, so wollen wir nur sagen, daß er



Predigerschule in Sirampur.

dabei finden würde, daß Careys edler Charakter auch bei dieser Sache von keinem Schatten getrübt ward. Die Nachricht von der Uneinigkeit schadete indessen der Sammlung sehr, welche Ward für die Predigerschule in England hielt; obgleich sich trotzdem viele, und besonders die Brüder in Schottland, sehr opferwillig erwiesen. Auch nach Amerika ging Ward, und so kamen an M. 80000 zusammen, welche Summe für den jährlichen Unterhalt angelegt werden konnte, da die Baukosten durch die in Indien selbst aufgebrachten Gelder bestritten werden konnten.

Wir geben hier den Aufruf wieder, der für diese Predigerschule in England verbreitet wurde. Er trug die auffallende Überschrift: „Wie Missions-Gelder und -Leben gespart und die Ausbreitung des Christentums in Indien um Jahrhunderte beschleunigt werden können.“

In dem Schriftstücke hieß es: „Die Hindu-Bevölkerung wird auf nicht weniger als 150 Millionen Seelen geschätzt. Von diesen sind über 60 Millionen britische Unterthanen. Alle diese Menschen, mit Ausnahme einiger Heiden, die neuerdings zum Christentum bekehrt wurden, «liegen im Argen» und entbehren der christlichen Unterweisung.

„Die göttliche Vorsehung hat die Sorge für diese 60 Millionen den britischen Christen verantwortungsvoll auf das Herz gelegt; aber was haben sie bisher für diese Millionen gethan? Augenblicklich gibt's in Indien nicht einen christlichen Lehrer auf eine Million Seelen, ungeachtet des Befehls des Heilandes: «Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur.» Hierbei liegt es auf der Hand, daß es für die britischen Christen geradezu unmöglich ist, diese zahlreichen Stämme, die mehr als fünfzig verschiedene Sprachen und Dialekte sprechen, durch eigne persönliche Bemühungen zu lehren. Denn dazu würden, wenn die Hälfte dieser 60 Millionen unter den Einfluß

christlicher Unterweisung gebracht werden könnten, und fünfhundert Seelen jedem Missionar überwiesen würden, nicht weniger als 60 000 Missionare erforderlich sein. Wo sollen wir aber diese 60 000 Missionare finden? und wenn sie gefunden werden könnten, wo sollte das Geld herkommen, um sie zu unterhalten?

„Wir ersehen also hieraus klar, daß, wenn die Heiden in Indien jemals erreicht werden sollen, sie durch bekehrte Eingeborne unterrichtet werden müssen, und daß das Hauptgewicht dieser ungeheuren Aufgabe also auf den bekehrten Eingebornen ruhen muß.

„Von dieser Thatsache aufs tiefste durchdrungen, haben Carey und seine Gefährten regelmäßig so viele der eingebornen Bekehrten ins Feld geschickt, als nur durch irgend welche Gaben dazu geeignet erschienen, und nahezu fünfzig Eingeborne Indiens sind jetzt unter ihrer Leitung im eignen Vaterlande thätig. Sie bekennen mit Bedauern, daß diese eingebornen Reiseprediger einen besseren Unterricht in den christlichen Lehren bedürfen, um wirklich erfolgreiche Arbeiter in diesem überaus wichtigen Werke zu werden; einige von ihnen waren bei ihrer Bekehrung aus groben Irrtümern, dem ärgsten Götzendienst und völliger Unkenntnis selbst der ersten Grundsätze der offenbarten Religion heraus kaum fähig zu lesen.

„Um nun diesen Leuten und allen, die Gott in Zukunft zu diesem Werke in Gnaden berufen mag, zu helfen, haben Dr. Carey und seine Brüder zu Sirampur ein christliches Seminar errichtet, welches unter ihrer Aufsicht steht, und welches diesen eingebornen Missionaren Schriftkenntnis und Unterweisung in den grundlegenden Glaubenssätzen geben soll, so daß sie für ihr Werk bereitet seien wie ein Apollo, dem Aquila und Priscilla in gleicher Weise «den Weg Gottes noch genauer auslegten.» Es ist nicht beabsichtigt, diesen Zöglingen

eine gelehrte Ausbildung zu geben, es sei denn, daß im einzelnen Falle ganz besondere Gaben hierzu Anlaß gäben. Allein, die Kenntnis des Wortes Gottes und die Kenntnis der Hauptgrundzüge des Erlösungsplanes können nicht gründlich genug eingeprägt werden, und ohne das ist auf keinen Erfolg zu rechnen.

„Herr Ward hat es unternommen, die Hilfe britischer Christen in Anspruch zu nehmen, und mit großer Bereitwilligkeit sind ihm einige derselben entgegen gekommen, während alle unsre Freunde die große Wichtigkeit, ja, dringende Notwendigkeit unsres Unternehmens einsehen, wenn wir mit diesen Millionen aus Mangel an Erkenntnis hinsterbender Seelen wirkliches Erbarmen haben.

„Die Gelder, welche in England und Schottland zu diesem Zweck aufgebracht werden, sollen nicht dazu verwendet werden, um Gebäude zu errichten, sondern wir möchten einen Fonds bilden, den wir in die Hände von Vertrauensmännern legen, um dann von den Zinsen soviel eingeborne Missionare als möglich in Bibelkenntnis ausbilden zu lassen. Die Zinsen von M. 4000 würden hinreichen, um einen Eingebornen jährlich ins Erntefeld zu entsenden, und M. 300 würden jährlich für seinen ganzen Unterhalt genügen. Und zu welchem höheren und edleren Zweck könnte man ein Geschenk oder ein Vermächtnis in dieser Höhe anwenden? Und welche Wohlthat könnte einen höheren Lohn eintragen? Wenn ein eingeborner Missionar dieselben Kenntnisse und dieselbe Gnade besäße wie ein europäischer, so würde er zehnmal soviel wirken können als jener. Was die Kenntnis der Sprache, was die Beziehung zu den eignen Landsleuten, was die Fähigkeit ausmacht, die Hitze des Klimas zu ertragen, was Gewohnheit und Lebensunterhalt betrifft, so kann man den Vorteil des einen vor dem andern gar nicht hoch genug in Anschlag bringen. Dessenungeachtet sind die englischen Missionare

gegenwärtig ebenso notwendig als die andern, denn wer sollte diese in ihrem der Kindheit ähnlichen Zustande unterweisen und leiten, wenn wir jene nicht hätten! Darum rufen wir die britischen Christen in anbetracht aller dieser Gesichtspunkte zur Hilfe auf, und wir rufen sie auf um des Erbarmens willen mit all den Opfern des Aberglaubens, welche jährlich auf den Scheiterhaufen gemordet werden, welche in den Gräbern lebendig verscharrt, in den Flüssen ertränkt, unter den Rädern des Dschaggernath-Wagens zermalmt werden, auf den Wegen zu den heiligen Orten umkommen; wir rufen sie auf um des Erbarmens willen mit den Kindern, welche erstickt, erdrosselt, oder von den eignen Müttern den Krokodilen vorgeworfen werden; ja, im Namen aller dieser Millionen, welche ohne Christus und ohne Hoffnung dahin sterben, rufen wir die britischen Christen auf, dieses überaus wichtige Unternehmen zu unterstützen."

Dieser Aufruf veranlaßte auch den König von Dänemark, ein großes Haus in Sirampur den Missionaren zum Geschenk zu machen, das damals jährlich M. 2000 Miete einbrachte. Fünf Jahre später verlieh der König der Predigerschule Korporationsrechte, welche das Bestehen derselben völlig sicher stellten. Durch diesen königlichen Erlaß erhielt die Anstalt in Sirampur die gleichen Rechte wie die Universitäten in Europa, unter andern auch das, akademische Grade und Titel zu verleihen.

Die Baukosten dieser edlen Anstalt beliefen sich auf über M. 400 000, von welcher Summe die Brüder in Sirampur allein nicht weniger als M. 310 000 beisteuerten, ein überzeugender Beweis davon, von welcher selbstlosen Opferfreudigkeit sie beseelt waren.

Wir brauchen hier nicht die Geschichte der Predigerschule zu erzählen, oder die Ausdehnung und die Achtung zu schildern, welche sie weithin genoß. Die jährlichen Be-

richte bezeugen hinlänglich den Segen, welcher die Anstalt unter Leitung des Dr. Carey begleitete, der als Professor der Theologie, als Lehrer der Botanik und Zoologie, wie verschiedener andrer Wissenschaften derselben vorstand. Im Jahre 1832 gab Carey seinen letzten Bericht heraus, worin er nochmals die Nützlichkeit der Anstalt hervorhob, und zugleich die Teilnahme der Christen für fernere Zeit erbat. Noch heute besteht die Predigerschule, und die Leiter derselben sind unausgesetzt bemüht, die Einrichtungen derselben fortlaufend so zu treffen, daß sie allen Anforderungen genügen, je nachdem sie die wechselnde Zeit und die wechselnden Verhältnisse erfordern.





Dreizehntes Kapitel.

Schluß.

Einundvierzig Jahre hindurch gestattete es Gottes-Gnade Carey, zum Heile Indiens zu arbeiten. Er überlebte beinahe alle diejenigen, welche mit ihm die Mission gegründet hatten. Das waren in England Fuller, Sutcliff, Pearce, Fawcett, Ryland; und nebst andren auf dem Missionsfelde Thomas, Ward, Chamberlain. Während dieser langen Zeit, die er ohne eine einzige Unterbrechung in Indien verbrachte, hatte er mehrmals schwere Krankheitsfälle zu bestehen; namentlich war das im Jahre 1823 der Fall, wo er durch ein Fieber an den Rand des Grabes gebracht wurde. Es scheint, daß er nach dieser Krankheit seine volle Kraft niemals wieder bekam. Trotzdem er seine vielseitige Thätigkeit einschränken mußte, warf er sich doch mit der ganzen ihm eigentümlichen Energie auf einige besondere Arbeiten. Sein ganz besonderer Wunsch war es, die bengalische Übersetzung nochmals genau revidieren zu können, und er war dankbar, daß seine Kraft noch so weit ausreichte, dieses vollführen zu können.

Allein wiederholte Fieber und andre Anfälle schwächten seinen Körper nach und nach doch sehr, so daß er 1831 schon glaubte, seine Stunden seien gezählt. Indessen war im Frühjahr 1833 seine Gesundheit nochmals so gestärkt, daß sein Missionsgehilfe Leechman nach England berichten konnte: „Unser ehrwürdiger Dr. Carey befindet sich in bester Gesundheit und nimmt an allen unsren öffentlichen Übungen teil. Am 1. dieses Monats sind es gerade 40 Jahre her, daß er vor seiner Abfahrt nach Indien in Leicester das heilige Abendmahl zuletzt austeilte, und in dieser langen Zeit, die er seitdem in treuer Arbeit vollbracht hat, ist er wunderbar von dem Herrn bewahrt worden, und an diesem vierzigsten Jahrestage hielt er in unsrer Missionsstunde eine sehr interessante Ansprache, um uns alle zu fortgesetzter Thätigkeit zu ermuntern. Die Gebets-Versammlung, die er monatlich in seiner Studierstube hält, ist uns immer von unendlichem Wert. In diesen Stunden bringen wir gewöhnlich alle unsre persönlichen und besonderen Anliegen vor den Herrn, und was wir um Christi willen und um seiner Ehre willen auf dem Herzen tragen, das schütten wir hier gemeinsam vor Ihm aus. In einer dieser letzten Versammlungen las Dr. Carey aus Gideons Geschichte vor, und tief in dieselbe eingehend, legte er uns an derselben dar, wie der Herr mit kleinen Dingen das Große zu vollbringen pflegt, und wie Er dadurch gerade den Sieg und den Triumph seiner Sache um so herrlicher zu Tage treten läßt. Bei diesen Zusammenkünften in unsrem engsten Kreise tauschen wir Freude und Schmerzen, Hoffnungen und Befürchtungen, die uns bewegen, gemeinschaftlich miteinander aus, und die teuren Freunde in der Heimat werden dabei nicht vergessen. Ach, daß der Herr unsre vereinten Gebete erhören und sein Reich bald völlig aufrichten möchte!"

Von dem Wunsche beseelt, sein unschätzbares Leben

möglichst lange zu erhalten, drangen die Brüder vielfach in Dr. Carey, er möge seine Thätigkeit mehr einschränken, allein es war ihm nicht möglich, unthätig zu sein, und so fuhr er in seinen Arbeiten fort, wiewohl die körperlichen Kräfte seiner geistigen Energie schon durchaus nicht mehr gleichkamen. Die Tage, da alles Widerstehen nicht mehr half, und da er auf sein Lager gebannt wurde, blieben aber auch nicht aus; allein, auch dann, und sogar in liegender Stellung, hatte er die Korrekturbogen vor sich, die man ihm noch immer zur Durchsicht bringen mußte. Ein Brief, den er im Herbste jenes Jahres an seine Schwester schrieb, lautet also: „Es ist mir eine ganz unerwartete Freude, noch einmal an Dich schreiben zu können, und es scheint des Herrn Wille zu sein, daß meine Zeit hienieden noch ein wenig verlängert werden soll. Wie lange dies sein wird, das überlasse ich gänzlich Ihm, und ich kann nur sagen, ich will alle die Tage lang, die mir noch geschenkt sind, getrost auf die Stunde meines Heimganges warten. Vor zwei Monaten war ich so schwach, daß ich schon glaubte, der Abschied würde da sein. Meine Müdigkeit und Abspannung war so groß, daß ich kaum sprechen konnte, und daß mir der Tod nichts andres zu sein schien, als das Hinwegrücken von einem Sessel auf den andern. Jetzt kann ich wieder sitzen und liegen und kann auch hin und wieder einige Korrekturbogen der Heiligen Schrift durchsehen. Alles, was liebende Fürsorge zu leisten vermag, das wird mir zu teil, und mein Herz ist still, weil der eine große Hauptpunkt geregelt ist, und ich darum bereit bin, abzuscheiden; aber die Zeit meines Heimganges steht bei Gott."

Das Interesse für seinen Garten blieb bis zuletzt lebendig, und so lange es ging, ließ er sich in einem Rollstuhl in seinen Lieblingsaufenthalt hinausfahren. Als das nicht länger möglich war, mußte sein erster Gärtner noch

täglich an sein Bett kommen, um sich Anweisungen zu holen. Bei einer solchen Gelegenheit, als er sich gerade sehr niedergedrückt fühlte, rief er aus: „Ach, wenn ich fort bin, dann wird Bruder Marshman die Kühe in den Garten lassen!" „Das sei ferne von mir", antwortete dieser, „denn wenn ich auch deine botanischen Liebhabereien nicht besitze, werde ich es doch als eine heilige Pflicht ansehen, den Garten weiter zu pflegen, der dir so viel Freude gemacht hat."

Zahlreiche Freunde besuchten den Kranken in seinen letzten Tagen, und Lady Bentinck, die Gemahlin des Gouverneurs, erzeigte ihm besonders zarte Aufmerksamkeiten. Dr. Wilson, der Bischof von Kalkutta, empfing an diesem Sterbebett Eindrücke, die ihn ermutigten und anfeuerten, und er bat ernstlich um den Segen des ehrwürdigen Missionars. Ein junger schottischer Missionar, Duff, der später Großes für Indiens Evangelisation geleistet hat, war auch unter den Besuchern. Als er eines Tages bei einem solchen Besuche sehr viel zu dem Kranken von dessen Leistungen sprach, wurde er von dem Sterbenden durch die Aufforderung unterbrochen: „Beten Sie!" Duff kniete dann auch nieder, betete und wollte sich entfernen, aber an der Thür wurde er von der schwachen Stimme, die er kaum vernehmen konnte, nochmals zurück gerufen, und sich über den Kranken beugend, vernahm er die flüsternden Worte: „Herr Duff, Sie haben vorhin so viel von Dr. Carey und Dr. Carey geredet; wenn ich hinweg genommen bin, dann reden Sie nicht mehr von Dr. Carey, bitte, reden Sie dann von Dr. Careys Heiland!" Duff entfernte sich gedemütigt und voller Verehrung, mit einer Lektion, die er niemals vergaß.

Es waren erhebende Unterredungen, die noch an diesem Lager gehalten wurden, und zwei Tage vor dem Tode des geliebten Bruders schrieb Missionar Mack:

„Der große Wechsel, welcher unserm teuren Carey bevorsteht, kann seine Seele keinen Augenblick beunruhigen, und was er im Leben hienieden gewesen ist, das bewährt sich jetzt in vollem Maße bei ihm. Als er noch fähig war, sich zu unterhalten, hat er oft zu seinen Freunden gesagt: «Ich bin gewiß, daß Jesus alle die errettet, welche zu Ihm kommen, und wenn ich von mir irgend etwas sicher weiß, so weiß ich das, daß ich zu Ihm gekommen bin.» Diese überaus wichtige Gewißheit war ihm das Resultat seiner ernsten Selbstprüfung, und darum war auch diese friedevolle Gewißheit gar wohl begründet. Er konnte alles das, was Leben und Tod ihm noch bringen mochte, voll zuversichtlicher Hoffnung getrost Gottes Fürsorge übergeben. Wir wundern uns, daß er noch lebt und würden nicht überrascht sein, wenn er in der nächsten Stunde hinüber gegangen wäre. Auch könnten wir bei dem Eintreten solcher Wendung nicht traurig sein, und es würde nur Schwachheit sein, wenn wir ihn noch zurückhalten wollten, denn er ist schon reif für die Herrlichkeit, und alles, was dem diesseitigen Leben angehört, das ist schon tot für ihn."

Am 9. Juni 1834 in seinem 73. Lebensjahre ging er zu seinem Erlöser, an den er so lange in demütigem Vertrauen geglaubt hatte, und dem er so lange hatte dienen dürfen. Sein Leib wurde auf dem Friedhofe der Missions-Gesellschaft bestattet, und Kundgebungen der Teilnahme kamen sowohl von den britischen, wie den dänischen Regierungen, wie auch von Schwester-Gesellschaften, aus den Gemeinden der Eingebornen und von zahlreichen andern Seiten.

In seinem Testament befand sich auch folgende charakteristische Klausel:

„Ich verfüge, daß vor allem andern meine gesetzmäßigen Schulden bezahlt werden; daß mein Begräbnis

so einfach als möglich sei; daß ich an der Seite meiner zweiten Gattin, Charlotte Emilie Carey, begraben werde; und daß die folgende Inschrift und nichts weiter auf denselben Stein eingegraben werde, der ihr Andenken bewahrt, entweder darüber oder darunter, je nachdem es der Raum zuläßt:

„William Carey, geboren den 17. August 1761; gestorben — — —

«Ein Wurm, ganz elend, hilflos, arm,
Fall' ich in Dein Erbarmen.»"

Als die Thatsache vom Hinscheiden Careys bekannt wurde, faßten viele religiöse und philanthropische Gesellschaften sein Andenken und seine Arbeiten ehrende Beschlüsse, die ihren Akten und Protokollen einverleibt wurden. Wir wollen hier nur den Beschluß folgen lassen, den wir in dem Protokoll der baptistischen Missionsgesellschaft finden, deren Mitbegründer Carey ja war.

„Das Komitee spricht den nächsten Verwandten Dr. Careys seine herzliche Teilnahme aus an dem Heimgange des Mannes, dessen Verlust nicht nur die Missionskreise berührt, sondern auch die gesamte christliche Welt. Wir bezeugen es hiermit voll Dank, daß dieser ehrwürdige und hochgeschätzte Diener Gottes einen hauptsächlichen Anteil an der Gründung der Baptisten-Missionsgesellschaft hatte; und daß er sich gleich bei ihrem Anfang dem Dienst unter den Heiden weihte, und zwar unter so großen Schwierigkeiten und Entmutigungen, mit einem solchen Eifer und mit einer solchen Ausdauer, die nur christliches Erbarmen eingeben und nur ein starker und lebendiger Glaube an Gott erhalten konnte. Mit einem ganz besonderen Talent für die Aneignung fremder Sprachen ausgerüstet, war es seine Lust, es dem edlen Zwecke zu weihen, Völkern des Orients die Heilige Schrift in ihrer eignen Zunge zugänglich

zu machen, und es gefiel dem Herrn, ihn bei dieser heiligen Arbeit viel mehr zu ehren, als irgend einen Vorgänger oder Zeitgenossen auf dem Missionsfelde. Auch nach der Frömmigkeit seines persönlichen Charakters war Dr. Carey nicht weniger hervorragend. Sein ganzes Leben hindurch zierte er das Evangelium Gottes, seines Heilandes, durch seine geistliche Gesinnung und die Lauterkeit seines Wandels und besonders durch die tiefe und ungekünstelte Demut, die es bewies, wie sehr er den Geist seines hochgelobten Meisters in sich aufgenommen hatte.

„Indem wir diesen kurzen und unvollkommenen Tribut dem Andenken dieses großen und guten Mannes zollen, der lange unser Genosse in Missionsbestrebungen gewesen, und den wir nie aufgehört haben, mit Gefühlen der höchsten Verehrung und Hochachtung zu betrachten, ist es das ernste Anliegen unsers Komitees, Gott in ihm zu verherrlichen. Möge im Rückblick auf das, was göttliche Gnade in und durch diesen treuen Diener des Erlösers vollbrachte, lebendige Dankbarkeit erwecken und die gläubige Erwartung stärken, daß der, bei dem die Fülle des Geistes wohnt, seine Gemeinde mit erneuten Beweisen seiner Liebe und Fürsorge begnadigen wird, dadurch, daß Er viele solche Arbeiter sendet."

Andre Gesellschaften, wie die Religiöse Traktat-Gesellschaft und die Britische und Ausländische Bibel-Gesellschaft faßten ähnliche, ehrende Beschlüsse, wie auch die Asiatische und die Garten- und Ackerbau-Gesellschaften. Robert Hall, der berühmte Prediger, der in der heimatlichen Gemeinde in Leicester fünfzehn Jahre später Careys Nachfolger geworden war, sagt von ihm, seit der Reformation sei wohl keinem Menschen vergönnt gewesen, mehr zur Verbreitung religiöser Erkenntnis unter seinen Zeitgenossen beizutragen als ihm. Wie sich denn in ihm mit der tiefsten und vielseitigsten Gelehrsamkeit der Eifer eines Evangelisten, die

Frömmigkeit eines Heiligen und die Einfalt eines Kindes vereint habe.

Dr. Careys Liebe zu den Heiden läßt sich mit der des Apostels Paulus vergleichen, der dem Herrn dankte, daß Er ihn dazu begnadigt habe, den Heiden den unaussprechlichen Reichtum in Christo überbringen zu dürfen. „Um keinen Preis," sagt Carey, und mit diesem Ausspruch wollen wir die Skizze seines Lebensbildes schließen, „möchte ich meine Missions-Station mit all den gesellschaftlichen Vorzügen in England vertauschen, nein, nicht um alle Schätze in der Welt. Möchte ich mich nur recht geschickt erweisen, den Grund zu legen für die Gemeinde Christi in Indien, nichts würde mir ein höherer Lohn sein, und keine größere Ehre könnte mir jemals zu teil werden."



Inhalts-Verzeichnis.

Schindler, R. Ein Fürst unter den Predigern, oder: Das Leben und Wirken C. H. Spurgeons. Mit 8 Vollbildern und 23 Holzschn. Brosch. *M.* 1.50, eleg. geb. *M.* 2.25.

Diese vom seligen Spurgeon revidierte Lebensbeschreibung gibt in ihrer autorisierten deutschen Ausgabe das Beste und Ausführlichste, was über den großen Prediger zu sagen ist. Keine Bibliothek ist ohne dieses Werk vollständig. ☛

Spurgeon, C. H. Illustrationen und Meditationen, oder: Blumen aus dem Garten eines Puritaners. 2. Aufl. Brosch. *M.* 2.25, geb. *M.* 3.

Das Buch ist uns beim Lesen lieb geworden; es hat uns ebensosehr den Reichtum bildnerischer Anschauung Mantons wie die Auslegekunst Spurgeons vor Augen geführt. Praktische Vergleiche sind ein Stück Beredsamkeit, in welchem wir von den Engländern lernen können; man wird in dieser Richtung kaum etwas Besseres und Reiferes finden, als die gemeinsame Arbeit zweier so bedeutender Männer.

(Deutsche Ev. Kirchenzeitung.)

— **Vorlesungen in meinem Predigerseminar,** oder: Ausgewählte Vorträge, gehalten vor den Studenten des Metropolitan-Kolleg in London. 2. Aufl. 1. Band: 272 S. Brosch. *M.* 2, geb. *M.* 3. 2. Band: 150 S. Brosch. *M.* 1.20, geb. *M.* 1.80. Band 1 und 2 zus. geb. *M.* 4.50.

— **Die Bibel und die Zeitung.** 152 S. Brosch. *M.* 1, geb. *M.* 1.80.

— **Exzentrische Prediger.** 196 S. Brosch. *M.* 1, geb. *M.* 1.80.

Nach kurzen einleitenden Abhandlungen über Exzentrizität und exzentrische Leute gibt Spurgeon Lebensabrisse von elf exzentrischen Predigern. Nicht etwa, um zu gleicher Exzentrizität anzutreiben, sondern um eine gerechte Würdigung der als exzentrisch bezeichneten Diener Gottes herbeizuführen, und vielleich die Frage anzuregen, ob sich nicht auch von ihnen lernen läßt, denn „es gilt, die Leute zum Zuhören geneigt zu machen."

Saker, Alfred. Der Bahnbrecher christlicher Kultur in Kamerun. Mit 7 Illustrationen und einer Karte des Kamerungebiets. 180 S. Brosch. 75 ₰, eleg. geb. *M.* 1.25.

Allen denen, welche genaue Kenntnis unsrer Kolonie in Kamerun zu erlangen wünschen, kann dies Werk aufs beste empfohlen werden.

Einfach und licht ist das Bild, das von dem stillen Knecht Gottes gegeben wird — erwecklich die Glaubenstreue, der Eifer und die köstliche Weisheit, in welcher er sein Werk treibt. Nur selten werden wir daran erinnert, daß er Baptist ist — überall leuchtet der schlichte, feste Glaube an den einen Heiland, Jesum, uns entgegen: und wir können nicht umhin, den Wunderweg zu preisen, auf den ihn sein Herr vom schlichten Handwerker, resp. Maschinenbauer, zum Missionsdienst erzogen und geführt hat.

(Ev. luth. Monatsblatt.)

Vogl

Myers, J. B.

William Carey, der Schuhmacher, der 'Vater und Begründer der neueren Heidenmission' Von J. B. Myers. Verdeutscht von Isabella Mundhenk geb. v. Dücker

Hamburg 1892